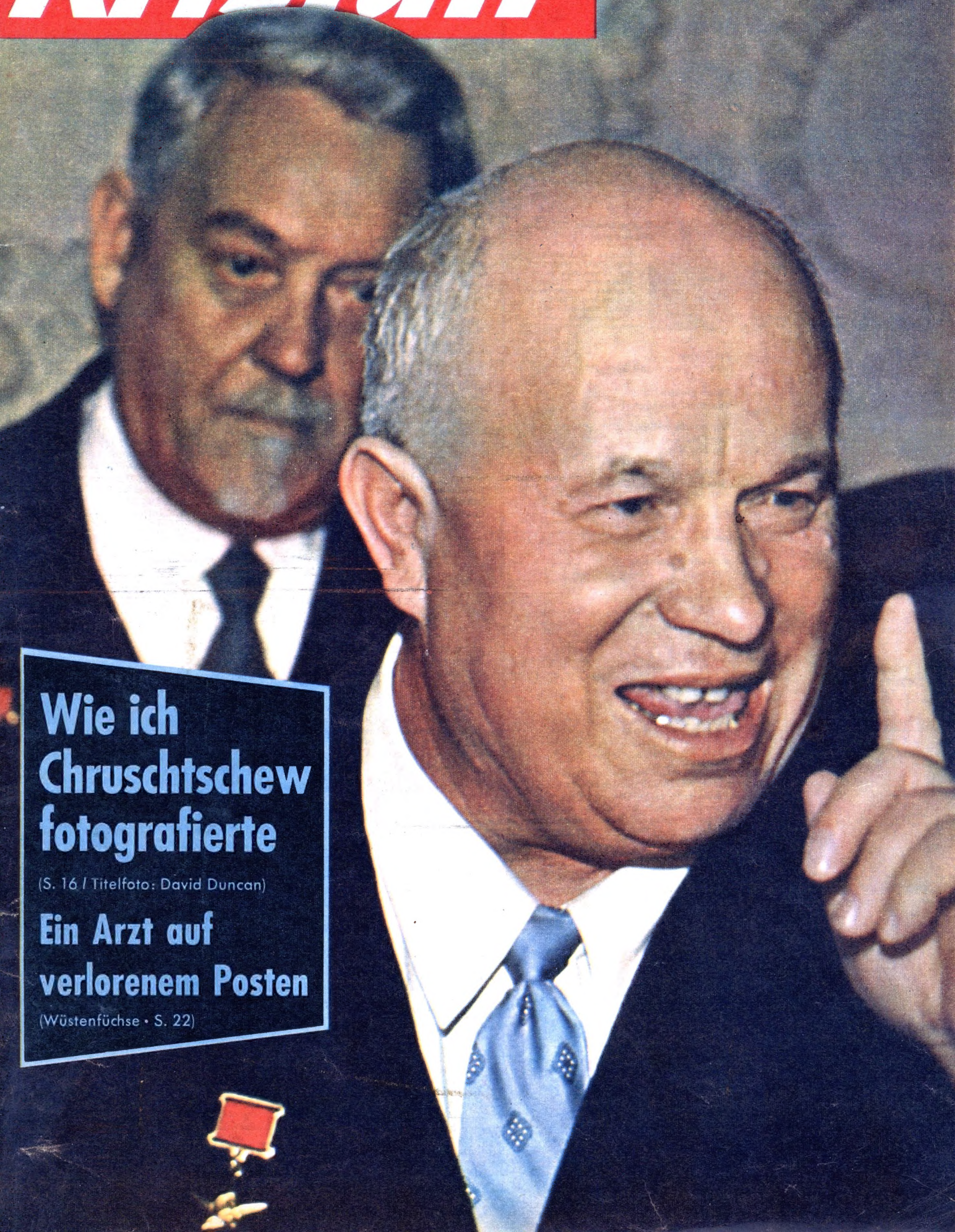
Kristall

Hamburg · 13. Jahrg. 1. Vj. 1958 · ■ · Nr. 6 · 60 Pf



Wie ich Chruschtschew fotografierte

(S. 16 / Titelfoto: David Duncan)

Ein Arzt auf verlorenem Posten

(Wüstenfüchse · S. 22)

Kristall

Jllustrierte für Unterhaltung und neues Wissen

13. Jahrgang · Heft 6

In dieser Ausgabe:

WELTRAUMFAHRT Seite **8**



Zum Mond in fünf Jahren?
Von Dr. Theo Löbsack

Nicht nur begeisterte Raketentechniker glauben an den Flug zum Mond schon in nächster Zeit. Der amerikanische Astronom Gamow legte jetzt die Route fest.

GESCHICHTE DER MENSCHHEIT Seite **41**



Konradin in Neapel hingerichtet

Wie ein Verbrecher wird der letzte Hohenstaufe, der erst 16jährige Konradin, von Karl von Anjou behandelt. Auf dem Markt von Neapel stirbt er unter dem Schwert des Henkers.

TIERE Seite **35**



Ich lebte mit einem Seehund
Von Rowena Farre

Ein Seehundjunges, von einem Fischer am Strand gefunden, schließt Freundschaft mit einem Mädchen und lernt nach kurzer Zeit drei Musikinstrumente spielen.

MODE Seite **54**



Im Schatten von Dior

Farbige Modebilder aus Paris zeigen: Die Ideen des verstorbenen Christian Dior beeinflussen immer noch die Mode. Bringt vielleicht die ›Trapez-Linie‹ eine neue Stilrichtung?

Die Tagesfrage
Böses vom guten Wein
Von Erhard Evers 5

Medizin
Erfolg bei Operation im Alter
Von Dr. Horst Labenzke 10

Das Wort zur Zeit
Fortschritt — aber wohin?
Von Robert Jungk 12

Reisebericht
Heute in Moskau
Von David Duncan
und Heinz Schewe 16

Die Wüstenfüchse
Arzt auf verlorenem Posten
Von Paul Carell 22

Das große Bild
Kleiner Markusplatz in Venedig . 36

Frauen im Beruf
20 Mädchen nach Afrika 46

Das Kunstblatt
Oskar Kokoschka:
›Karlsbrücke in Prag‹ 50

Preisrätsel
1000 DM wertvolle Bücher . . . 52

Daran glaube ich
Von Emmi Bonhoeffer 58

Jugendkriminalität
Ohne Liebe
Von Erik Verg 60

Technik
›Elektronengehirn‹ immer vielseitiger 63

Erzählung
Antonios späte Liebe
Von Horst Wolfram Geissler . . 68

Aktuelle Reportage
Frühchristliche Kirche entdeckt . 71

Verschiedenes
Leserbriefe (2, 4, 40, 45, 66, 67). Wir notieren (29). Humor (56). Kleiner König (57). KRISTALL stellt vor (64).



Zu unserem Titelbild:

»Nikita Chruschtschew hob seinen Finger — da knipste ich«, erzählt unser Fotograf David Duncan. Sein Foto zeigt Chruschtschew mit dem bekannten Lächeln, den Warzen im Gesicht und den kleinen schlauen Augen. In seinem Schatten steht Bulganin. Wer dieses Bild sieht, glaubt gern, daß Chruschtschew Obstbäume pflanzt, Kaninchen züchtet, einen Scherz liebt und ein Gläschen. Er hat nichts Außergewöhnliches an sich. Und doch ist er einer der einflußreichsten Männer unserer Zeit.

Textredaktion: Dr. Ursula Menck, Dr. Theo Löbsack, Carola Heldt, Erhard Evers, Dr. Ingeborg Esterer, Dr. Erwin Lausch
Leiter der Textredaktion: Dr. Paul Hühnerfeld
Bildredaktion: Christa Martens, Karin Ehlermann
Leiter der Bildredaktion: Walter Hennig
Künstlerischer Berater: Karl Gröning jr.
Chef vom Dienst: Lisse Merlin
Anzeigenleiter: Gudrun Vierow
Verlagsleiter: Ernst Naumann

Redaktion: Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 6, Telefon: 24 81 81, Fernschreiber: 02 11898. Telegramme: Redaktkristall. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyung 6. Für unverlangt eingesandte Beiträge haften wir nicht.
Druck und Verlag: Hammerich & Lesser Verlag GmbH., Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-Straße 6. Telefon: 24 81 81.
Anzeigenpreisliste Nr. 13.
KRISTALL erscheint 14täglich dienstags und kostet im Einzelhandel 60 Pfennig, bei Lieferung ins Haus zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr; Postbezug monatlich DM 1,29 zuzüglich 6 Pfennig Zustellgebühr. In Lesezirkeln darf KRISTALL nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages geführt werden.
Auslandspreise: Belgien bfr. 8,—; Dänemark dkr. 1,35; England sh 1/6; Finnland fmk. 70,—; Frankreich ffr 70,—; Holland hfl. —,70; Italien Lire 120,—; Luxemburg lfr. 8,—; Norwegen nkr. 1,40; Österreich S 4,50; Portugal Esc. 6,—; Saarland ffr. 70,—; Schweden skr. —,95; Spanien ptas. 14,—; Schweiz sfr. —,70; Südamerika $ —,25; Türkei £ —,70; USA, Kanada $ —,30.

An die Redaktion

Dennoch Segelschulschiffe?

Als gewerkschaftliche Berufsvertretung der Kapitäne und Schiffsoffiziere der Handelsmarine sind wir der Ansicht, daß Sie in Ihrem ›Pamir‹-Artikel in Nr. 4 Schlußfolgerungen über die Notwendigkeit der Segelschiffsausbildung ziehen, die keine sachliche Begründung in sich selbst tragen. Einmal gibt es nicht genügend Segelschiffe mehr, zum anderen kann das Führen eines Dampfers nur auf Dampfern erlernt werden und nicht auf Segelschiffen. Viele alte Segelschiffskapitäne sind gescheitert, als sie beim Übergang vom Segler auf den Dampfer als Kapitän neu anfangen mußten.

Unsere Segelschiffahrt in allen Ehren, sie war nicht leicht, aber verglichen mit der maschinengetriebenen Schiffahrt ist sie nur noch eine Illusion.

G. BECKER, Hauptvorstand der Deutschen Angestellten-Gewerkschaft, Hamburg

Ich glaube, daß auch heute noch, im Zeitalter des Atoms, die Ausbildung des Nachwuchses auf Segelschiffen notwendig ist. Wäre ein Motorschiff mittlerer Größe vielleicht nicht auch gesunken, wenn es in einen Orkan dieses Ausmaßes geraten wäre?

Manfred BÖNIG, Hbg.-Eidelstedt

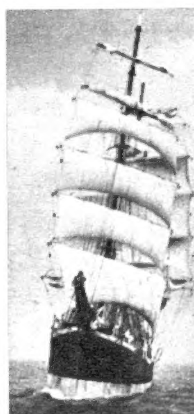


Foto: Archiv

›Passat‹ vorm Wind

Alle älteren Seeleute, die in ihrer Jugend längere Zeit auf Segelschiffen gefahren sind, haben Sehnsucht nach diesem Kinderland ihrer Seemannschaft. Aber, daß gerade die Ausbildung auf Segelschiffen den Seemann befähigt, das Richtige und Zweckmäßige im Augenblick der Gefahr zu tun, ist sehr anzuzweifeln, ja wird von allen Katastrophen, vor allem der der ›Pamir‹, widerlegt. Denn auch ihr Kapitän war ja auf einem Segelschiff ausgebildet. Ist es nicht vielmehr so, daß es immer und überall wagemutige und entschlossene Männer gibt — wie auch ewig zweifelnde und unentschlossene?

J. MICHALLIK, Strande über Kiel

Eines steht fest, daß ein Seeoffizier mit Segelschiffsausbildung mehr Wettererfahrung hat als irgendein anderer, der mit Halbschuhen auf der warmen Kommandobrücke steht und nicht einmal weiß, wie Seewasser schmeckt.

Anton FRITZ, Gaggenau-Ottenau

In den letzten dreißig Jahren hat die deutsche Handelsschiffahrt drei bekannte Segler verloren, und nur beim Untergang der ›Pamir‹ gelang es, etliche genauere Umstände zu klären. Alle drei Schiffe waren den entfesselten Naturgewalten nicht gewachsen. Die unglücklichen Nautiker dieser Schiffe hatten alle ›von der Pike auf‹ gedient. Aber das half ihrem Schiff nichts. Wenn man bei der ›Pamir‹ nun herausgefunden hat, daß die Wahl des betreffenden Kapitäns nicht glücklich war, dann darf man wohl fragen, warum sich denn diejenigen Männer nicht zu ihrer Verantwortung bekennen, die die Auswahl des Kapitäns vorgenommen haben?

Es gibt in diesem Zusammenhang noch andere Überlegungen: Wahrscheinlich müßte Deutschland mit etwa rund hundert Seglern fahren, um den nötigen seemännischen Nachwuchs auf diese (angeblich so notwendige) Weise heranzubilden. Tatsächlich kann nur ein Prozent des Nachwuchses sich Segelschiffsausbildung beschaffen. Alle anderen lernen ihr Handwerk auf den Nichtseglern. Wozu dann noch eine Lanze brechen für die ausgestorbene Segelkunst?

Hugo G. F. BRZOSKA, Hamburg 4

Im Urwald der Lacandonen

Zu Ihrem Aufsatz in Nr. 4 kann ich ergänzend mitteilen: Seit je waren die Lacandonen in achtzehn Clans mit schmückenden Tiernamen geteilt, und nie waren Heiraten zweier Partner mit gleichem Familiennamen zugelassen. Doch für K'ins Söhne ist es schwer, eine passende Frau in den Clans der ›Brüllaffen‹, ›Jaguare‹, ›Schwalben‹ oder ›Papageien‹ zu finden. Es gibt ja kaum dreißig bis vierzig Familien. So werden sie entgegen der Überlieferung ihre Wahl innerhalb ihres eigenen Clans treffen oder eine Frau von draußen mitbringen. Infolge dieser Entwicklung werden Obregons Nachkommen durch Inzucht degeneriert, Mischindios oder Mestizen sein.

Die Chiclesucher, die den Archäologen mit der Auffindung vieler Mayastädte im Regenwald einen großen Dienst erwiesen, werden in Zukunft nicht mehr den Urwald durchstreifen. Ihre Zeit ist um, da der Chicle im Kaugummi heute durch synthetische Produkte ersetzt wird.

Prof. Dr. W. SANDERMANN, Reinbek

Das Primat der Entdeckung der Urwaldstadt Bonampak gehört meines Wissens nicht dem Fotografen Healy, sondern Carlos Frey. Healy kam später als Frey in diese Gegenden und veröffentlichte als Erster Bilder von den Fresken der Mayatempel. Als das Kunstinstitut in Mexiko-City 1949 eine Expedition zu den Tempeln unternahm, war Carlos Frey der Führer. Er hatte schon Jahre im Urwald gelebt und war mit einer Lacandonin Naha-Kin verheiratet. Er ist während der Expedition in einem Einbaum auf dem Lacanhafluß ertrunken. Die Carnegie-Stiftung hat den Geldpreis für die Entdeckung zwischen Frey und Healy geteilt; gewiß nicht ohne Grund. Die geheimnisvollen Hintergründe dieser Urwaldtragödie werden geschildert von dem Star-Reporter Sotomayo in Mexiko in seinem 1950 erschienenen Buche ›Die Gräber in Banompak‹.

Rolf KELL, Wiesbaden-Kohlheck



Foto: Lutetia

Kopf eines Lacandonen

Was lehren die Erdtrabanten?

Bei der Lektüre des Artikels in Nr. 4 erfuhr ich von den ersten Ergebnissen des amerikanischen Satelliten. Das wichtigste scheint mir die Tatsache, daß die kosmischen Höhenstrahlen in seiner Umlaufbahn nicht so stark sind, wie ursprünglich angenommen wurde.

Dr. Gottlieb SIEBER, Berlin

Weitere Leserbriefe siehe Seite 4


REGIE
NIL
AUSTRIA
MÜNCHEN
20 ZIGARETTEN
REIN ORIENT
REIN ORIENT


REGIE
NIL
FILTER
VIRGINIA ORIENT
10 ZIGARETTEN NIL FILTER
VIRGINIA ORIENT

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 2

Bemannte Weltraumraketen

Als ehemaliger Staffelführer und Ausbildungsleiter der 13./JG 400 gehöre ich zu den wenigen überlebenden Piloten, die während des Krieges eine größere Anzahl scharfer Starts auf der Messerschmitt-Rakete, der Me-163 (mit einem Walter-Triebwerk ausgerüstetes schwanzloses Raketenflugzeug) ausgeführt haben. Bei einem Testflug für die Entwicklung eines akustischen Abschußverfahrens habe ich in weniger als zwei Minuten eine Höhe von 10 000 Metern erreicht. Durch den erheblichen Kammerdruck (über 24 atü) stieg das Flugzeug ab 7000 Meter mit über 180 Meter/sec.

Ich glaube nicht an eine bemannte Raumfahrt innerhalb der nächsten zwanzig Jahre. Schon die Errichtung einer bemannten Raumstation halte ich für fast unmöglich. Der Abschuß von Satelliten mit Hilfe mehrstufiger Raketen in eine zuvor errechnete Bahn um die Erde bedeutet eine geradezu epochale wissenschaftlich-technische Leistung. Eine bemannte Raumfahrt hingegen stellt etwas ganz anderes dar, weil sich hierbei nahezu unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellen.

Der gegenwärtig mit einem Menschen unter scheinbaren Weltraumverhältnissen erprobte Simulator kann sicherlich wertvolle Ergebnisse liefern. Es darf aber nicht vergessen werden, daß trotzdem die großen Unbekannten nicht erfaßt werden und die größten Hindernisse erstmalig bei der praktischen Ausführung erprobt werden müssen.

Adolf NIEMEYER, Fluglehrer bei der Deutschen Aeronautischen Gesellschaft, Düsseldorf, Flughafen

Wer fand das Okapi?

In Ihrer Zeitschrift finde ich die Behauptung, das Okapi sei 1910 durch einen schwedischen Offizier entdeckt worden, der im Dienste der belgischen Armee im Kongo stand. Aus Berichten der Londoner Zoologischen Gesellschaft geht hervor, daß das Okapi schon zehn Jahre früher beobachtet worden ist, und zwar von Sir Harry Johnston, dem Gouverneur von Uganda, der den Direktor des Zoologischen Gartens in London darauf aufmerksam machte. Auch Stanley soll dieses seltene Wild gesehen haben.

Josef PILZ, Botanische Station in Hallstatt, Steeg am Hallstätter See

Der Bär kommt wieder

Über den Aufsatz von Ulrich Dunkel ›Der Bär kommt wieder‹ habe ich mich sehr gefreut, auch wenn es noch Jahre dauern dürfte, bis Meister Petz seinen bescheidenen Platz im deutschen Walde eingenommen hat. Im Watertown Lakes Parc in den Rocky Mountains habe ich einen Bär in freier Wildbahn fotografiert. Ich gestehe, mit starkem Herzklopfen.

Meta REGEHR, Toronto, Kanada

Das ›Städtchen‹ Ludwigsburg

In Nr. 4 bringen Sie ein Bild des in Ludwigsburg lebenden Dichters Ludwig Tügel und bezeichnen den Ort als ein Städtchen. Ludwigsburg ist Kreisstadt und zählt über 70 000 Einwohner. Es hat 26 Schulen, 14 Kirchen, 8 Banken, 8 Kinos, eine Landesstrafanstalt, 1 Schwimmbad und kein städtisches Freibad.

Hugo GROSS, Ludwigsburg

Weitere Leserbriefe siehe Seite 40



Foto: Conzett & Huber

Am sonnigen Hang beginnt der Lebensweg des Weins. Seine Entwicklung liegt in der Hand des Küfers. Auch in diesem Beruf gibt es gute und böse Vertreter.

Böses vom guten Wein

VON ERHARD EVERS

Rund vier Millionen Flaschen gefälschten Wein hat der Küfer Valentin Korn verkauft. Er machte Wein aus Wasser und Chemikalien. Doch besteht kein Grund zum Mißtrauen: Seit Beginn dieses Jahres fordert das Gesetz schon auf dem Etikett deutlich zu machen, ob ein Wein naturrein oder verbessert ist. Das liegt im Interesse von Winzer und Weintrinker.

Ich kann doch meine Rezepte hier nicht verraten — denn dann gäbe es ja bald überhaupt keinen richtigen Wein mehr in Deutschland!«

Dieser Satz wurde nicht in einer karnevalistischen Büttenrede gesprochen, sondern während einer ernsten Gerichtsverhandlung. Und der ihn aussprach, war niemand anderes als der angeklagte Küfer Valentin Korn aus Geisenheim, der rund vier Millionen Flaschen falschen Wein gegen gutes Geld unter die Leute gebracht hatte. Sein Sekt Marke ›Geisenheimer Cabinett‹ wurde im Schnellverfahren von vierundzwanzig Stunden hergestellt. Und als ein staatlicher Weinkontrolleur gelinde Zweifel an der Qualität des Kornschen Kunstprodukts anzudeuten wagte, wurde er von dem wackeren Küfer auf drastische Weise durch Handgreiflichkeiten eines Besseren belehrt.

Es gab viel Gelächter im Gerichtssaal. Und doch geht es um eine recht ernste Sache: um die Reinhaltung unserer Grundnahrungsmittel, zu denen ja auch der Wein gehört.

Der Fall Korn steht leider nicht allein. Er hatte Vorläufer und er wird Nachfolger haben. Und es ist leider eine Tatsache, daß die offiziellen Weinprüfer nicht immer die volle wünschenswerte Unterstützung bei den zu kontrollierenden Betrieben finden.

So erschreckend das auf den ersten Blick erscheint, die Zahl der anhängig gemachten Strafverfahren hat

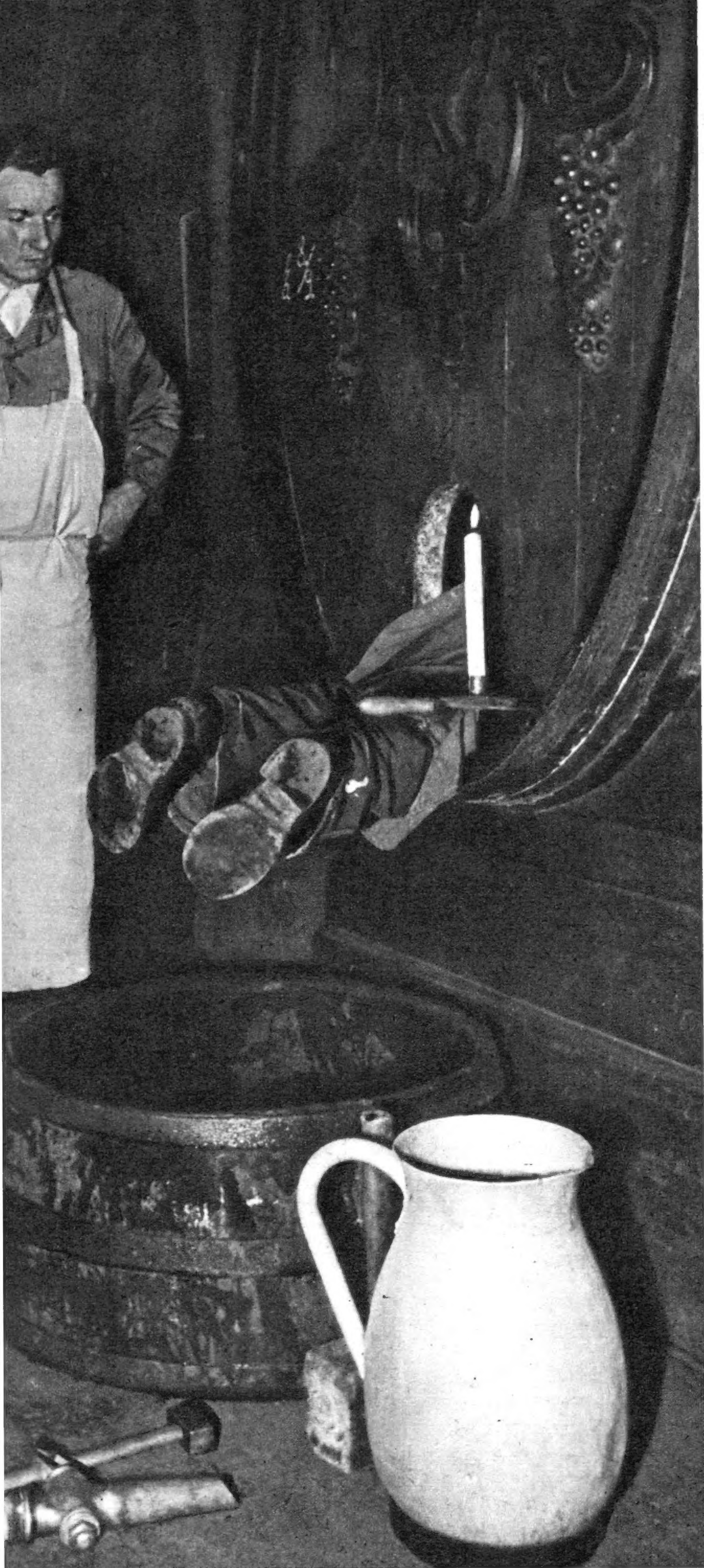


Foto: Erich Bauer

Hier reinigt ein junger Küfer das leere Holzfaß von innen. Ein zweiter leuchtet ihm dabei mit einer Kerze in die dunkelfeuchte Höhlung. So war es in der klassischen Kellerwirtschaft guter Handwerksbrauch von den Zeiten der alten Römer bis vor etwa zehn Jahren, als der Drucktank kam.

fünfhundert nicht überschritten; bei weit über hunderttausend Weinbau- und Weinhandelsbetrieben in der Bundesrepublik ein bescheidener Anteil. Die Frage bleibt offen, ob achtundzwanzig staatliche Weinprüfer genug sind, um den Markt wirksam zu überwachen.

Unter solchen Umständen ist es verständlich, wenn die Öffentlichkeit, durch Parallelerscheinungen wie den Butterfälscherskandal in Schleswig-Holstein und die Fleischerprozesse in Stuttgart hellhörig geworden, ein Mißtrauen auch gegenüber der Weinwirtschaft zeigt, und es erscheint deshalb angebracht, das Thema sachlich zu untersuchen.

Der Wein ist heute nicht mehr ausschließlich ein Getränk für Kenner mit hochgezüchteter Feinschmeckerzunge. Er ist ein Konsumgetränk geworden, dem sich breitere Verbraucherschichten, darunter auch jüngere Menschen, in steigendem Maße zuwenden.

Die Weinwirtschaft, die durch die Erfindung des Drucktanks und der gelenkten Gärung die Entwicklung von zwei Jahrtausenden übersprungen und ganz neue Methoden der Beeinflussung des Weins gebrauchen gelernt hat, kann heute und will nun schnell und viel produzieren. Sie propagiert einen jungen, süffigen Stoff, der ausreichend Alkoholgehalt besitzt und angenehm, das heißt im vorliegenden Fall süß, schmeckt. Nicht zuletzt soll ihn der Käufer auch bezahlen können.

Wie entsteht nun der Wein, den wir trinken?

Die Weintrauben, die der Winzer im Weinberg erntet, werden in der Kelter gepreßt. Der süße Saft — sein Zuckergehalt ist um so höher, je länger die Beeren der wärmenden Sonne ausgesetzt waren — kommt als Most in die Gärfässer. Hier spaltet sich infolge der Einwirkung von Hefepilzen der Zucker in Alkohol und Kohlensäure. Diese entweicht in stürmischer oder leiser Gärung als Gas perlend und blubbernd aus dem Gärspund, der, mit Wasser abgedichtet, oben auf dem Faß sitzt. Der Alkohol bleibt in flüssiger Form im Faß und verleiht dem Wein seinen besonderen Gehalt.

Ist der Wein ausgegoren, wird er von den kleinen Unreinheiten, Hefe und Trub, die sich im Gärfaß abgesetzt haben, befreit, nochmals gefiltert und in die hölzernen, atmenden Lagerfässer gefüllt. Hier harrt er nun im Dunkel und in der Ruhe des Kellers seiner oft über Jahre währenden Weiterentwicklung und Reife, ein empfindliches, biologisches Wunder.

Rund achtzig Prozent der deutschen Weinernte kommt gegenwärtig als sogenannter Konsumwein auf den Markt. Deshalb drängt die Weinherstellung aus dem Gewölbe des handwerklich tätigen Winzers hinaus und in die industriell organisierte Großkellerei, die das Endprodukt nach ihren rationellen Methoden produziert, das Sortiment einengt, das Angebot vereinfacht und dadurch die Preise niedriger hält. Die bisher größte bekannte Weinhandlung im Bundesgebiet füllt stündlich achttausend Flaschen.

Unter den 23 500 ländlichen Genossenschaften des Bundesgebietes befinden sich 524 Winzergenossenschaften, davon

72 in der Rheinpfalz
60 in Rheinhessen
62 an Mosel, Saar und Ruwer
236 in Württemberg-Baden
23 an der Nahe
28 am Mittelrhein
14 im Rheingau
17 in Franken
15 an der Ahr
1 im Siebengebirge

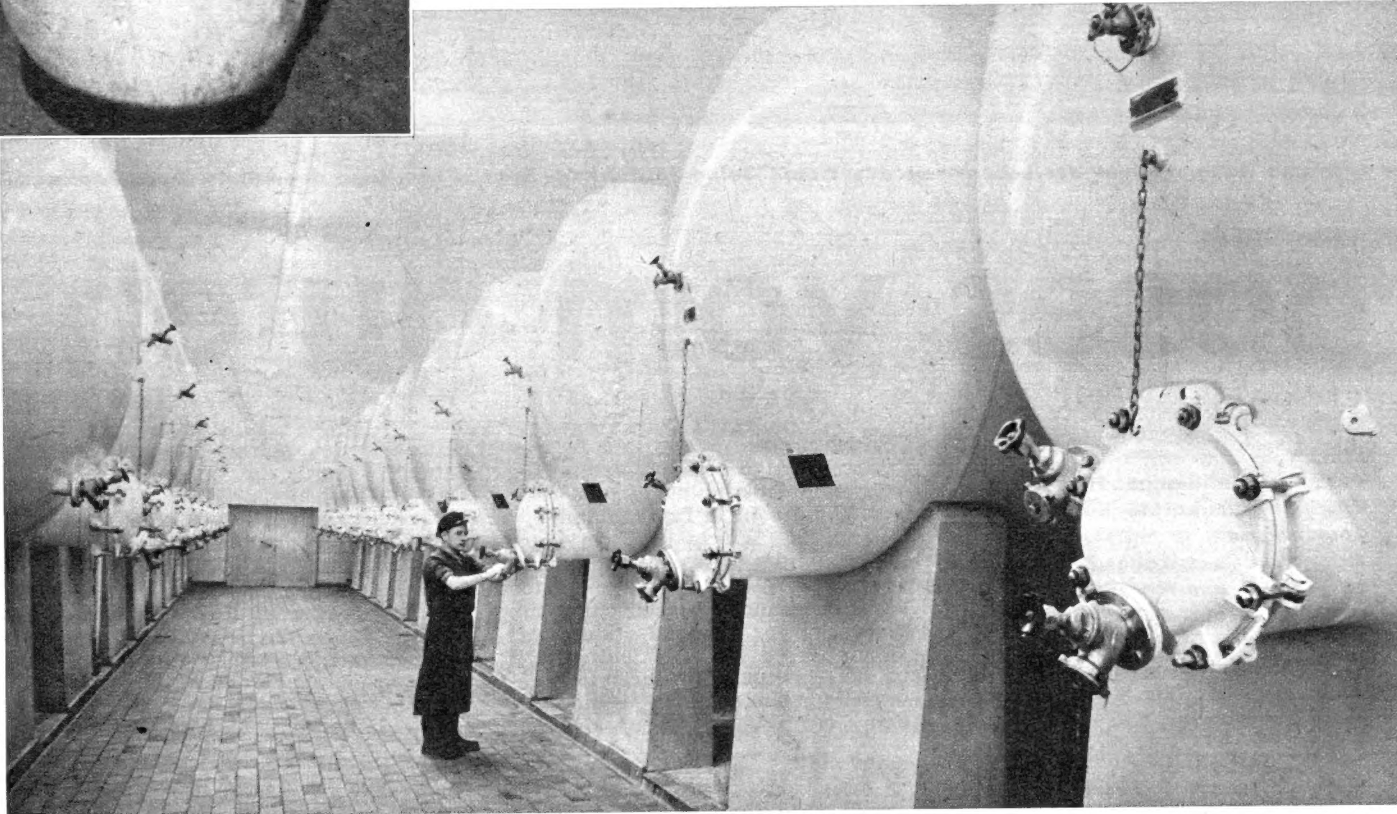
Rund 36 500 Weinbauern mit einer bewirtschafteten Weinbergfläche von 15 000 ha waren im Jahre 1957 den Winzergenossenschaften angeschlossen. Dabei sind es vor allem die kleinen und mittleren Betriebe, die sich organisiert und damit ein wirtschaftliches Rückgrat geschaffen haben. Die großen Privatbetriebe, Kloster- und Schloßkellereien mit ihren berühmten Namen und Lagen sind hier nicht mit aufgezählt.

Nach dem Statut der Winzergenossenschaften ist das Ziel der Vereinigung folgendes:

- ›die gemeinsame Kelterung und Verwertung der in der Wirtschaft der Mitglieder geernteten Weintrauben unter möglichst sorgfältiger Auslese nach Lage und Güte entsprechend den maßgeblichen Richtlinien;
- die Gewinnung bestgepflegter Weine durch die einheitliche Behandlung und deren bestmögliche Verwertung auf gemeinsame Rechnung und Gefahr;
- die Hebung des Weinbaus durch alle hierzu geeigneten Maßnahmen, insbesondere auch durch gemeinsame Bekämpfung der Rebenkrankheiten und -schädlinge.‹

Daß solche Grundsätze eine positive Wirkung auf den Weinbau gehabt haben, zeigt das Anwachsen der Winzergenossenschaften von 490 im Jahre 1938 auf 524 im Jahre 1951 und auf 538 im Jahre 1955.

Der Zug vom Handwerksbetrieb zum Industriebetrieb ist gegenwärtig überall in der Welt spürbar. So wie heute die Milch nicht mehr unmittelbar aus dem Kuhstall, sondern, mehrfach vorbehandelt, pasteurisiert und sterilisiert, entrahmt und wieder zusammengesetzt, hygienisch einwandfrei aus der Molkerei verkauft wird,



Der moderne Weinkeller sieht aus wie ein technisches Labor. Sein charakteristisches Merkmal ist der Drucktank aus Stahl. Keines Menschen Hand braucht da mehr hineinzugreifen. Es geht steril zu. Der Tank ist innen säurefest isoliert. Der Küfer kann bis zu acht Atmosphären Druck darin erzeugen und so die Gärung stoppen. Der Wein schmeckt dann milder.

Foto: Kleiber



Foto: Ullstein

Die Prämiierung des besten Weins ist eine festliche Angelegenheit. Auf dem Tisch stehen fünf Flaschen aus den verschiedensten Anbaugebieten der Bundesrepublik. Ihr Inhalt gehört zu den edelsten Sorten des Jahres. Er verkörpert einen Wert von rund dreihundert Mark; ein Zeichen, daß die Weinwirtschaft das Streben nach Qualität fördert.

so wie hausgeschlachtete Wurst und ein über Monate im Rauchhaus geräucherter Katenschinken zu den Seltenheiten gehören, da beides schneller und rationeller in der Fabrik hergestellt wird, und wie wir unser Brot in immer größerem Umfang aus der Brotfabrik beziehen, so geht es auch zu achtzig Prozent mit dem Wein, den wir trinken.

Bereits das Lesegut wird heute fast durchweg in elektrisch betriebenen Traubenmühlen gemahlen. Zuweilen werden die Beeren noch vorher entrappt, d. h. maschinell von den Beerenstielen getrennt, um dem Wein die herben Geschmacksstoffe möglichst fernzuhalten. Um den Vorgang des Auspressens zu beschleunigen und auch den letzten nutzbaren Tropfen zu gewinnen, werden hydraulische oder Preßluftpumpen benutzt. In Großbetrieben kommt das Traubengut, die Maische, in große Entsaftungskammern, in denen schon vor dem Pressen 30 bis 50 Prozent Saft abfließen. Dickmaischepumpen fördern das gemahlene Traubengut rasch weiter.

Da der moderne Kellertechniker weiß, daß er schon in einem sehr frühzeitigen Stadium auf die Qualität des Weines einwirken kann, so wird bereits der Most mechanisch vorgeklärt und durch Fermente aufgeschlossen, um ein gehaltvolleres Endprodukt vorzubereiten.

Auch die Gärung selbst ist in ihren Methoden modernisiert worden. Seit den Zeiten der Römer wurde die Gärung im Wesentlichen mittels des hydraulischen Verschlusses beobachtet, ohne daß dabei die Arbeit der Gärungserreger, der Hefezellen, beeinflußt wurde. Der moderne Winzer arbeitet mit der gelenkten Gärung. Sie findet ihren sichtbaren Ausdruck im Drucktank.

Er ist es eigentlich, der die Kellertechnik revolutionierte. Er wird aus Stahl hergestellt und innen säurefest isoliert. Sein Fassungsvermögen reicht bis zu zweihundert Hektoliter. Der Küfer kann nun von außen Kohlensäure hineinblasen. Je höher der Druck, um so langsamer geht die Gärung vor sich. Bei acht Atmosphären kommt sie zum Stillstand. Der Zucker spaltet sich nicht mehr in Kohlensäure und Alkohol, sondern bleibt unvergoren in der Traubenflüssigkeit zurück. Der Wein schmeckt süßer. Um diesen unvergorenen Zuckerrest nun hat es heftige, über drei Jahre dauernde Auseinandersetzungen gegeben. Erst kürzlich hat der Bundesrat entschieden, daß ein als ›durchgegoren‹ bezeichneter Wein nicht mehr als vier Gramm unvergorenen Zucker je Liter enthalten darf; eine Kompromißlösung, die immerhin einen Teil der Forderungen des Weintrinkers und Weinkenners, insbesondere auch der Diabetiker, erfüllt.

Neben diesem ›durchgegorenen‹ wird es weiterhin den in seiner Gärung unterbrochenen, durch höheren Zuckergehalt milder und süßer schmeckenden Wein geben.

Wie schmeckt der Wein?

Bei der Probe und Prüfung werden die Weine nach verschiedenen Grundfaktoren gewertet. Sie können sein:

nach Blume und Bukett: *duftig, blumig, fruchtig, hübsch, lebendig, würzig, pikant, erdig, spritzig, flüchtig;*

nach Körper und Gehalt: *füllig, körperreich, saftig, dick, markig, kurz, leicht, schwer, voll, rein;*

nach Süße und Säure: *mild, zart, frisch, stahlig, herb. Sie können haben: fruchtige Säure, feine Säure, elegante Süße, edle Süße;*

nach Art und Rasse: *artig, rassig, edel, feurig, wuchtig, lieblich, süffig, spritzig, elegant, glatt, kräftig, kernig;*

nach dem Alter: *jung, reif, vollreif, firn, edelfirn, alt;*

nach der Harmonie: *harmonisch, rund, trocken, kurz.*

Allerdings hat der Bundesrat auch hier Grenzen gezogen: ein Wein darf in Gewicht nicht mehr unvergorenen Zucker pro Liter enthalten als ein Viertel seines Alkoholgehaltes.

Wenn unserem Wein aus sonnenarmen Jahrgängen oder Lagen nach strengen gesetzlichen Bestimmungen vor der Vergärung Zucker zugesetzt wird, so spricht man von ›verbessern‹. Rund achtzig Prozent der deutschen Erzeugung werden so in schlechten Jahren trinkbar und haltbar gemacht.

Nach der seit Anfang dieses Jahres gültigen Verordnung zum Weingesetz werden wir also nach wie vor naturreine und verbesserte Weine haben.

Weine, die als ›naturrein‹, ›Originalabfüllung‹, ›Wachstum‹ etikettiert sind oder die Bezeichnung ›Spätlese‹, ›Beeren- oder Trockenbeerenauslese‹ tragen, müssen naturrein sein. Sie dürfen nicht mehr als vier Gramm sogenannte ›Restsüße‹, d. h. unvergorenen Zucker haben.

Die zweite Gruppe der Weine sind die ›verbesserten‹.

In beiden Gruppen wird es durchgegorene Weine geben und Weine mit Restsüße.

Nur Weine mit 95 Gramm Alkohol je Liter und mehr sind von dieser Verordnung ausgenommen. Es sind die sogenannten großen Weine, die von Natur soviel Traubenzucker enthalten, daß dieser nicht restlos zu Alkohol vergären konnte.

Der romantische Weinkeller von früher hat sich heute in ein steriles Laboratorium verwandelt, in dem phantastische Wirkungen erzielt werden, die bei genau kontrollierter Anwendung dem Wein nützen können, bei Mißbrauch aber auch ihm schaden.

Einige Außenseiter sind der Versuchung, die in den neuen Möglichkeiten lauert, erlegen. Andere haben ihre Chemikalien gleich in das reine Wasser geschüttet und das Produkt Wein genannt. Er bestand in Wahrheit aus Zucker, Pottasche, Glyzerin, Weinsäure, Ammoniumphosphat, Zymol und Zuckercouleur, die im Falle Valentin Korn hundertkiloweise eingekauft worden waren. Was sich sonst noch in den Flaschen befand, wissen wir nicht. Die Pantscher halten ihre Hausrezepte geheim; der Fälscherkönig Korn hat neben einer Zuchthausstrafe nur fünf Jahre Berufsverbot bekommen.

Deshalb sind alle diejenigen zu erhöhter Wachsamkeit aufgerufen, denen daran gelegen ist, das Vertrauen in die Ehrlichkeit des Winzers und seines Weines zu erhalten und zu pflegen. Dazu gehören nicht nur die Verbraucherverbände. Es ist vor allem Aufgabe der Weinwirtschaft selbst, für Ordnung und Sauberkeit in ihren Reihen zu sorgen. Nicht das Gesetz schafft gute Weine, sondern die Gesinnung dessen, der mit ihnen umgeht.

Das bezieht sich sowohl auf den Erzeuger wie auf den Verbraucher. Was den letzteren angeht, so sei hier ein Zitat aus Goethes ›Götz von Berlichingen‹ angeführt. Es findet sich im ersten Akt des Schauspiels, wo der Dichter den Bruder Martin zum Ritter mit der eisernen Hand sagen läßt:

»Wenn Ihr Wein getrunken habt, seid Ihr alles doppelt, was Ihr sein sollt: noch einmal so leicht denkend, noch einmal so unternehmend, noch einmal so schnell ausführend.«

Und der Weinkenner Götz antwortet:

»Wie ich ihn trinke, ja.«

Trotz aller technischen Vervollkommnung und allen chemisch-physikalischen Fortschritts bleibt beim Wein ein beglückender Rest von Geheimnis, den zu erhalten es lohnt. Denn nicht alles an ihm ist verstandesgemäß erfaßbar.

Der Blutalkoholspiegel von 1,5 Promille bewirkt für den einen nichts anderes als ein Verfahren wegen Trunkenheit — er bedeutet aber auch die Geburtsstunde der Gedichte des chinesischen Sängers Hafis und die schöpferische Entzückung des 25jährigen Dichters Wilhelm Hauff, der in seinen vor 150 Jahren geschriebenen ›Geschichten aus dem Bremer Ratskeller‹ mit den guten Geistern des Weines vertraute Zwiesprache hielt und dessen Worte unsterblich sind.

Deshalb lohnt es sich, bei der Herstellung von Wein nicht nur an den anonymen Verbraucher, sondern auch an den Weinkenner zu denken, der Wertunterschiede zu schätzen weiß und deshalb auch bereit ist, für einen individuell hergestellten Wein einen individuellen Preis zu zahlen. Er wird die Mühe nicht scheuen, nach gepflegten Weinstuben zu suchen, in denen er, durch Mundpropaganda hingeführt, auch weiterhin Flaschen findet, auf deren Etikett er Erzeuger- und Wachstumsnamen begegnet, die ihm ein ›Sesam öffne dich‹ zum Geheimnis ungetrübten und reinen Genusses bedeuten.



Fot

Der Küfer Valentin Korn verfälschte dreißigtausend Hektoliter Wein. Sein Grundstoff war Leitungswasser, dem er im Schnellverfahren die verschiedensten Chemikalien zusetzte.

Zum Mond

Mondraketen mit einem Zentner wissenschaftlicher Geräte an Bord sollen innerhalb der nächsten fünf Jahre den Mond umfliegen können.

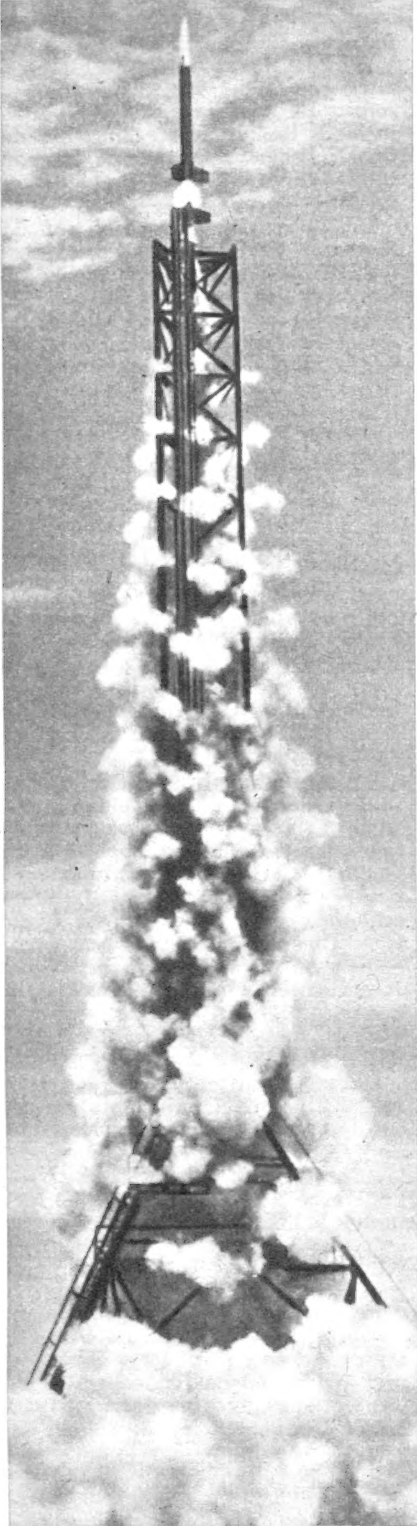


Foto: Archiv

Wegbereiter der Mondrakete. Forschungsraketen wie diese amerikanische ›Aerobee‹ erkunden die Lufthülle unserer Erde, die schwierigste Etappe des Raketenflugs zum Mond.

Gegen Ende unseres Jahrhunderts«, erklärte der russische Raketenfachmann U. S. Khlebtsevich, »werden Flüge zum Mond und zurück so selbstverständlich sein, daß sie niemand mehr als Sensation empfindet.«

Schon heute wird in den Vereinigten Staaten und Rußland mit aller Kraft an dem Projekt gearbeitet, eine vorläufig noch unbemannte Rakete auf einen Flug ›rund um den Mond‹ zu schicken. Nach den kühnen Plänen eines Jules Verne und den nüchternen Berechnungen eines Wernher von Braun ist es jetzt der wohlbekannte amerikanische Astronom George Gamow, der sich über die Mondrakete als nächster Etappe des menschlichen Vorstoßes ins All geäußert hat. Gamows Plan sieht ungefähr so aus:

Ein ›Billardspiel‹ am Himmel

Die Mondrakete wird zunächst ähnlich einem künstlichen Erdsatelliten auf eine elliptische Bahn um die Erde geschickt. Sie kommt jedoch nicht dazu, ihren ersten Umlauf zu vollenden, sondern wird — am erdfernsten Punkt ihrer Bahn angelangt — von der Anziehungskraft des Mondes ›eingefangen‹. Dieser kritische Punkt liegt etwa 346 000 Kilometer von der Erde entfernt. Sobald die Rakete ihn erreicht hat, beginnt sie, schneller und schneller dem Mond entgegenzufliegen. Dank ihrer wohlberechneten Anfangsgeschwindigkeit und einem notfalls ferngelenkten Steuerungssystem fliegt sie um den Mond herum, überwindet mit Hilfe der Motoren die Mondanziehungskraft und fliegt dann zur Erde zurück. Für den Rückflug benötigt sie viel weniger Kraft als für den Hinflug. Der Grund dafür sind Erde und Sonne. Beide Himmelskörper liegen während des Rückfluges in Zielrichtung der Rakete: ihre Anziehungskräfte summieren sich also, die Rakete gerät in diesen Sog wie ein Holzfloß auf einem Fluß, wenn es einem Wasserfall entgegentreibt. Hat die Rakete die Erde wieder erreicht, so liegt ein Weg von rund 800 000 Kilometern hinter ihr, den sie in rund 157 Flugstunden bewältigt hat.

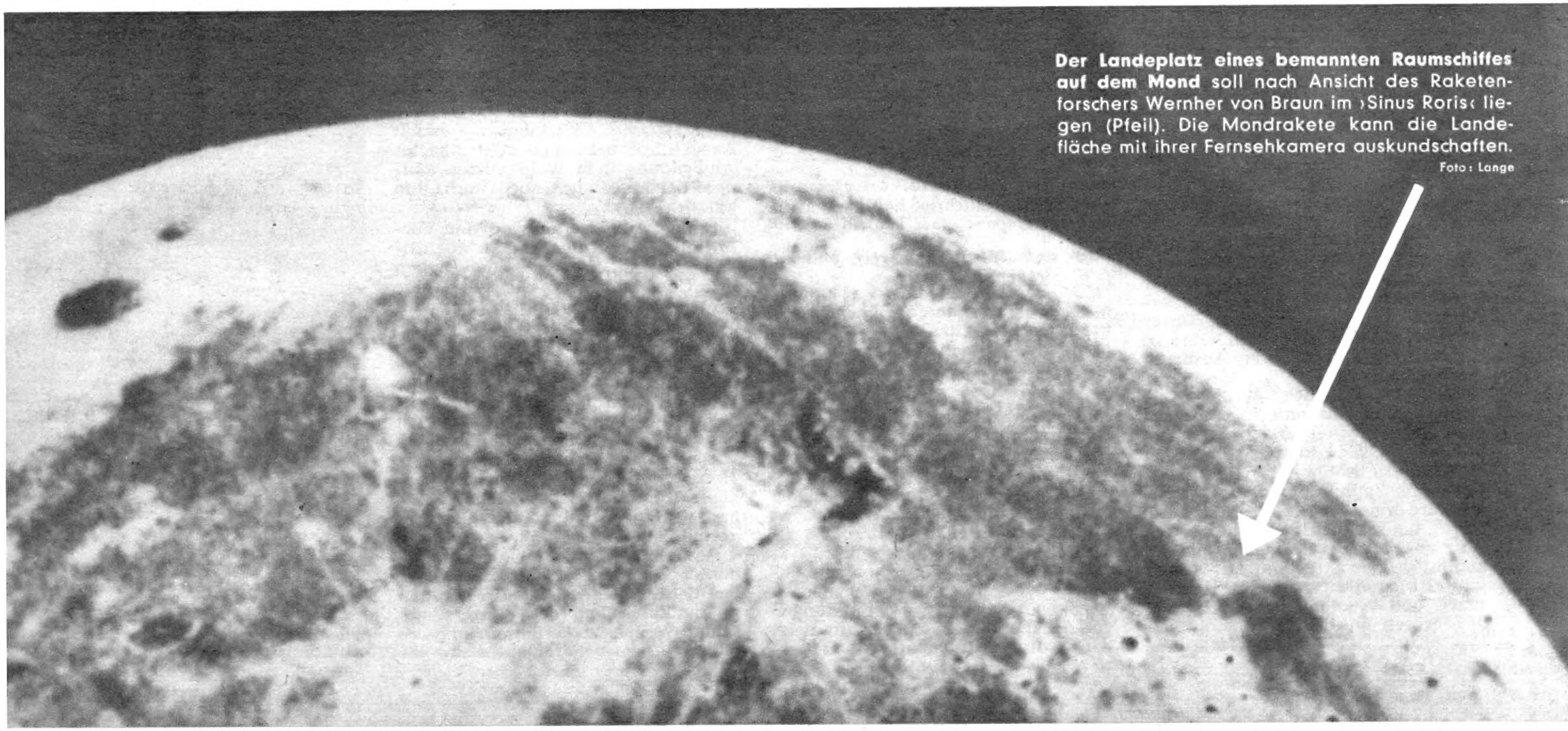
So einfach, wie es hier geschildert ist, spielt sich das Unternehmen ›Mondrakete‹ natürlich nicht ab. Ein schwieriges Problem ist es zum Beispiel, die Anziehungskräfte von Erde, Sonne und Mond in ihrer Wirkung auf die Rakete richtig zu berechnen. Zwischen diesen drei Himmelskörpern muß die Rakete auf den Kilometer genau ihre Bahn ziehen. Die drei wirken mit ihren Anziehungskräften wie Magnete auf den Raketenkörper ein. Nehmen wir zuerst die Erde. Die Rakete muß beim Start unter einem gigantischen Aufwand an Treibstoff die bremsende Atmosphäre durchstoßen und gegen die Erdanziehungskraft auf ihre Ellipsenbahn im All gelangen (siehe unsere Zeichnung). Die Geschwindigkeit der Rakete muß genau stimmen, sonst kommt sie von der vorgeschriebenen Flugrichtung ab und vollführt unberechenbare Kapriolen im Weltall. Zum zweiten muß die Anziehungskraft des ›Mondmagneten‹ berücksichtigt werden, außerdem die Tatsache, daß sich der Mond während des Fluges bewegt. Schließlich gilt es, die Sonne als den relativ schwächsten ›Magneten‹ in diesem himmlischen Billardspiel einzukalkulieren. Man muß auch die Drehung der Erde, die Flugzeiten, den Gewichtsverlust der Rakete durch den Brennstoffverbrauch und vieles mehr bedenken. Dennoch ist der Mondraketenplan auf dem Papier schon fertig. Es steht ihm eigentlich nur noch ein Faktor entgegen: das Geld. Denn eine solche Rakete würde immerhin viermal so dick, ein gutes Stück größer und entsprechend teurer sein als die amerikanische Satellitenrakete ›Vanguard‹.

Aber sprechen wir nicht vom Geld. Nehmen wir an, das Geld sei da, die Rakete könnte gebaut werden und starten. Welche Botschaften würde sie vom Monde mitbringen?

Vor allem hoffen wir, von ihr endlich zu erfahren, wie es auf der Rückseite unseres Trabanten im All aussieht. Kein Mensch hat die jenseitige Mondhälfte je gesehen, da der Mond der Erde immer nur sein ›Gesicht‹ mit dem ›Mann im Monde‹ zukehrt. Welche Geheimnisse mag der ›Hinterkopf‹ des Mondmannes bergen? Eine in die Rakete eingebaute Fernsehkamera könnte also die Mondrückseite filmen und darüber Aufschluß geben. Die gleiche Kamera könnte die Mondkrater und Mondgebirge erfassen, viel genauer, als es irgendein irdisches Fernrohr vermag. Denn über dem Mond gibt es ja keine Atmosphäre wie über der Erde, die die Sicht trübt. Der Fernsehfilm könnte auch den künftigen Landeplatz einer bemannten Mondrakete auskundschaften — nach Wernher von Braun soll er im ›Sinus Roris‹, einer wüstenartigen Ebene am nordöstlichen Rande des Mondes liegen.

Die Erde, vom Mond aus gesehen

Wendet sich die Raketenkamera dem Sternhimmel zu, so würde sie uns die Sterne in einem unvergleichlichen Glanz und einer fast bestürzenden Leuchtkraft zeigen. Inmitten dieser Sternenpracht aber würde die Erde stehen, und wir Menschen, die wir zu Hause vor unseren Fernsehapparaten sitzen, wir hätten das einzigartige Erlebnis, unseren Heimatplaneten aus der ›Weltraum-Perspektive‹ zu betrachten. Wir würden die Erde sehen, wie sie im Raume schwebt, gehalten von einer namenlosen Kraft und umgeben vom sepiaschwarzen All, in dem die Sterne glitzern. Wir würden dabei feststellen, daß die Erde rund 3,6mal größer erscheint als der Mond, wenn wir ihn mit einer Fernsehkamera von der Erde aus filmten. Entgegen dem



Der Landeplatz eines bemannten Raumschiffes auf dem Mond soll nach Ansicht des Raketenforschers Wernher von Braun im ›Sinus Roris‹ liegen (Pfeil). Die Mondrakete kann die Landefläche mit ihrer Fernsehkamera auskundschaften.

Foto: Lange

in fünf Jahren?

VON DR. THEO LÖBSACK

Mond, der an unserem Himmel seine Bahn zieht, steht die Erde am Mondhimmel stets etwa an der gleichen Stelle. Sie erscheint weiß leuchtend, vielleicht ein wenig bläulich verfärbt, und sie zeigt Phasen wie der Mond. Je nachdem, zu welcher Zeit die Rakete hinter der Mondkugel wieder hervorkommt und die Erde in ihr Blickfeld tritt, zeigt sich ›Vollerde‹, ›Halberde‹, ›Viertelerde‹ usw. Nehmen wir an, die Rakete erscheint nach ihrer Runde um den Mond zu einer Zeit am Mondrande, da über Europa die Nacht hereingebrochen ist und der Mond über dem Atlantik steht. Die Erde liegt dann im Halbschatten. Europa und Asien liegen in tiefer Nacht, gen Westen aber hellt sich die Dunkelheit auf. Über dem westlichen Atlantik und Amerika herrscht Tageshelle. Die Grenzlinie zwischen Licht und Schatten, die sich sichelförmig über den ganzen Erdball zieht, ist in Äquatornähe scharf begrenzt, denn in den Tropen dauert die Dämmerung bekanntlich nur kurze Zeit. Gegen die Pole hin wird die Licht-Schatten-Grenze entsprechend der längeren Dämmerungsdauer in den höheren Breiten undeutlicher.

Die Kontinente sind nur schemenhaft zu erkennen. Wie ein Schleier liegt die Erdatmosphäre über ihnen. Deutlicher aber würden wir auf dem Fernsehschirm die schrägliegende Erdachse wahrnehmen. Wir würden erkennen, daß sich die Erde von Westen nach Osten dreht und könnten verfolgen, wie die Nacht über sie hinwegwandert. Es ist, als zöge eine Riesenhand einen dunklen Vorhang über die Kontinente und Meere, der, wenn der Morgen graut, von Osten her geheimnisvoll wieder aufgerollt wird. Wir würden Wolkenfelder sehen, die sich zusamenballen oder auflösen, und wenn es gerade Spätsommer ist, so könnten wir vielleicht einen Hurrikan über dem Atlantik beobachten, jene gigantische rotierende Wolkenspirale mit ihren furchtbaren Winden, die der Schrekken des Meeres und der Küsten sind.

Aber die Mondrakete könnte noch viel mehr leisten. Sie könnte zum Beispiel mit Hilfe eingebauter Meßgeräte das Magnetfeld des Mondes messen, falls er eines besitzt. Sie könnte Einzelheiten im Innern der Mondkrater ausmachen und damit das Rätsel ihrer Entstehung lösen helfen. Vielleicht bringt sie sogar Licht in das Dunkel der noch immer umstrittenen Frage: Gibt es Leben auf dem Mond?



Foto: Bruckmann-Verlag

Er berechnete die Flugbahn. Der amerikanische Astronom G. Gamow legte den Weg der Mondrakete fest.

Der Mond kann gefährlich werden

Wollte man exakte Fotografien von der Mondoberfläche erhalten, so müßte die Rakete freilich unbeschädigt wieder in die Hände der Menschen auf der Erde gelangen. Das ist aber ein schwieriges Problem. Soll die Rakete wieder auf der Erde landen, so muß sie die ›Hitzemauer‹ überwinden, die sich ihr beim Wiedereintauchen in die Erdatmosphäre in Form einer ungeheuren Reibungshitze entgegenstellt. Daß dies Problem im Prinzip zu meistern ist, haben amerikanische Raketenversuche im Jahre 1957 bereits gezeigt.

Und noch etwas könnte ein Raketenflug zum Monde bringen: die ersten, von den Geologen heißersehnten Proben vom Mondgestein! Wie kann man es gewinnen, ohne daß die Rakete das schwierige Manöver einer Landung und eines erneuten Starts auf dem Monde durchzuführen braucht? Professor Gamow hat auch dafür einen Rat. Man könnte, so führt er aus, zwei Mondraketen ›im Gänsemarsch‹ auf die Reise schicken und die erste aus geringer Höhe über dem Mond eine kleine Atombombe abwerfen lassen. Die zweite Rakete würde dann in den aufgewirbelten Mondstaub geraten, im Fluge eine Probe davon auffischen und in einem Spezialbehälter mit auf die Erde bringen, ohne den Flug zu unterbrechen. Der Mondstaub könnte sogar in der Rakete selbst automatisch untersucht und die Ergebnisse der Untersuchung könnten auf dem Funkwege zur Erde übermittelt werden. Gefährlich wird diese Aktion nur, wenn das Kaliber der Bombe zu groß ist. Die hochgeschleuderten Gesteinsmassen würden dann nicht nur die Rakete in Gefahr bringen, sondern — da der Mond eine viel geringere Anziehungskraft als die Erde besitzt — womöglich ins All fliegen und als Meteoriten-Trommelfeuer auf die Erdbewohner niederprasseln. Pessimistische Forscher befürchten sogar, der Mond könne durch den Rückstoß einer starken Atomexplosion aus seiner Bahn geraten. Ebbe und Flut auf der Erde, die er beeinflußt, könnten daraufhin aus dem Gleichgewicht kommen und katastrophale Überschwemmungen die Folge sein. Da ist also Vorsicht am Platze.

Natürlich möchten wir auch einen deutlich sichtbaren Beweis dafür haben, daß unsere Mondrakete ihr Ziel erreicht hat. Nach einem ernsthaft erwogenen Plan soll sie zu diesem Zweck eine Kapsel mit Blitzlichtpulver abwerfen. Von der Erde ausgesehen, würde auf dem Mond in diesem Augenblick ein leuchtend blaues, rotes oder grünes Licht aufzucken — das Zeichen dafür, daß der Mensch dem Mann im Monde seinen Antrittsbesuch gemacht hat.

Bahn des Mondes um die Erde

75,6 3 72 85,3 100,4 55 45 2 120,1 35 4 25,1 140,4 20,1 15,1 9,5 150,3 5 1 5 0

An der ›neutralen Linie‹ zwischen Erde und Mond halten sich die Anziehungskräfte der beiden Himmelskörper die Waage. Jenseits der Linie (Pfeil nach oben) überwiegt die Anziehungskraft des Mondes, diesseits (Pfeil nach unten) die der Erde. Zeichnung: Scherrer

Zum Mond und zurück in 157 Stunden!

1 Die Mondrakete startet. Mit einer Geschwindigkeit von rund 42 900 km/st überwindet sie die Erdanziehungskraft und fliegt ins All.

2 Die Rakete nähert sich der ›neutralen‹ Linie zwischen Erde und Mond (Erklärung oben rechts).

3 Von der Anziehungskraft des Mondes eingefangen, umfliegt die Rakete den Erdbegleiter. Ihre Fernsehkameras arbeiten.

4 Auf dem Rückflug zur Erde wirken die Anziehungskräfte von Erde und Sonne im gleichen Sinn. Sonne und Erde ziehen die Rakete wie an einem Seil heimwärts.

5 Rückkehr der Mondrakete.

Die Ziffern neben der Flugbahn geben die Flugstunden der Rakete an. Das nach unten kräftiger werdende Rot soll die Anziehungskraft der Sonne versinnbildlichen.

Erfolg bei Operation im Alter

VON DR. HORST LABENZKE

Die Alterschirurgie hat in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht. Auch Siebzig- bis Achtzigjährige brauchen heute keine Furcht vor Operationen mehr zu haben.



Foto: AP

n 80jähriger wird operiert. Neue Instrumente, bessere Narkosemittel und em Alter angepaßte Behandlung vor und nach der Operation gestatten eute dem Chirurgen, auch alten Leuten durch einen Eingriff zu helfen.

Vor zehn Jahren noch bedeutete eine Operation für einen Menschen, dessen Lebenskurve bereits ihren Höhepunkt überschritten hatte, beinahe ein Todesurteil. Heute wagen die Chirurgen nicht nur relativ leichte Eingriffe wie Leistenbrüche, sondern auch schwerste Operationen bei älteren Leuten, und sie haben Erfolg. Selbst bei Krebs und komplizierten Herz-, Leber- und Nierenleiden können sich 70- und 80jährige den Ärzten ohne Furcht anvertrauen.

Es gehöre zu den beglückendsten Erfolgen der modernen Medizin, so führte auf dem letzten Deutschen Chirurgenkongreß in München der Schweizer Arzt Dr. Nissen aus, daß man heute einer immer größeren Zahl älterer Patienten durch einen chirurgischen Eingriff helfen könne. Eindrucksvoll unterstreichen Berichte über Altersoperationen diese Aussage und zeigen das Vertrauen älterer Leute.

Nach einer Zusammenstellung aus der chirurgischen Universitätsklinik Basel nahm in den letzten 25 Jahren sowohl die Zahl der operierten alten Leute als auch der Anteil der erfolgreich überstandenen Operationen zu. Von 1934 bis 1939 wurden in dieser Klinik nur an 50 Patienten, die über 70 Jahre alt waren, große Operationen durchgeführt. Weniger als die Hälfte der Operierten überlebte damals den Eingriff. Von 1947 bis 1952 stieg die Zahl der älteren Leute, die in eine Operation einwilligten, auf 240 an. Fast drei Viertel dieser Patienten konnten nun als geheilt entlassen werden. In den letzten fünf Jahren schließlich stieg die Zahl der Eingriffe in dieser Altersklasse auf fast 500, und bei vier von je fünf Patienten war die Operation erfolgreich.

Neu entwickelte Narkosemittel

Ähnlich günstige Ergebnisse werden auch aus einer saarländischen Klinik gemeldet. Hier verringerte sich die Sterblichkeit bei Altersoperationen in den letzten Jahren auf 15,9 Prozent. Dabei handelte es sich überwiegend um Operationen, die auch bei jüngeren Leuten mit verhältnismäßig hohem Risiko verbunden sind, um Magen- und Darmkrebs, Leber- und Nierenleiden, Herz- und Lungenkomplikationen.

Diese erstaunlichen Heilerfolge der noch jungen Alterschirurgie wurden nur möglich durch medizinische Entdeckungen, die man erst in den letzten Jahren gemacht hat.

So wurden die Operations-Instrumente verfeinert und Apparate entwickelt, die — wie die ›künstliche Niere‹ und die ›Herz-Kreislauf-Maschine‹ — einspringen, wenn lebenswichtige Organe ausfallen. Eine entscheidende Senkung des Operationsrisikos konnte auch durch Sauerstoffbehandlung, Heilschlaf und Blutübertragung erreicht werden.

In den letzten Jahren verbesserte oder neu entwickelte Narkosemittel gestatten eine geringere Dosierung als früher. Dadurch können heute auch kreislaufgefährdete und durch Alter bereits geschwächte Menschen ohne Gefahr betäubt und operiert werden. Oft ist jetzt nur noch eine lokale Betäubung notwendig.

Großen Anteil an den besseren Operationsergebnissen haben die Antibiotika, Heilmittel, die man aus Schimmelpilzen gewinnt (z. B. Penicillin) und mit denen man Bakterien wirksam bekämpfen kann. Sie schalten heute praktisch die Infektionsgefahr bei und nach der Operation völlig aus. Dem durch den Eingriff geschwächten Körper des Gealterten könnte eine Infektion leicht zum Verhängnis werden.

Besonders wichtig für die Alterschirurgie sind die Erkenntnisse der Altersforschung (Gerontologie) und ihrer Tochter, der Altersheilkunde (Geriatrie), die sich während der letzten Jahre in den großen Kulturländern stark entwickelte. Hier wurde zum erstenmal der Versuch unternommen, einen großen Lebensabschnitt, das Alter nämlich, systematisch zu erforschen.

Die Belastungsgrenze — und damit das Operationsrisiko — des alternden Menschen wurde festgestellt. Man fand, daß vom 60. Lebensjahr an stufenweise die Blutgefäße erstarren und sich verengern, daß die Kapazität der Lunge sich verringert und die Sauerstoffsättigung des Blutes sinkt. Der altersbedingte Schrumpfprozeß von Leber und Niere wurde entdeckt und der Abbau der Herzmuskelmasse.

Diät und Entspannung

Das alles zu wissen, ist bedeutsam für die erfolgreiche Durchführung der Altersoperation. Denn der Chirurg, der vor der Operation den Organismus des Patienten gründlich prüft, weiß nun, worauf er bei alten Leuten besonders gut achten muß. Die Leistungsprüfungen der einzelnen Organe, die Untersuchungsergebnisse des Blutserums, der Blutgerinnung, des Stoffwechsels und des Kreislaufes sagen ihm, welchen Eingriff er seinem gealterten Patienten zumuten darf und wie er vorzugehen hat.

Dann bereitet man den Patienten nach einem auf sein Alter genau abgestimmten Plan auf die Operation vor. Altersdiät, bei der Öle mit sogenannten ungesättigten Fettsäuren eine Rolle spielen, sollen die Neigung zur Verklebung von Blutkörperchen (Thrombose) beseitigen. Gefäßerweiternde Mittel wirken in der gleichen Richtung.

Mit psychotherapeutischen Maßnahmen wird eine seelische Entspannung erzielt und dem möglichen ›Operationsschock‹ vorgebeugt. Atemübungen steigern gleichzeitig den Blutkreislauf und mobilisieren alle verfügbaren Energien des Patienten. Dieser genau durchdachte Plan, der den alten Patienten ›operationsreif‹ macht, läuft auch nach der Operation weiter. Sauerstoffbehandlung, Hormongaben, Kompressen und Krankengymnastik verringern nicht nur die Gefahren des Zusammenbruchs oder der Thrombose, die nach der Operation drohen, sondern sie sorgen auch für eine schnelle Förderung des Allgemeinbefindens.

Mehr lebenswerte Jahre

Eine der erstaunlichsten Erfahrungen der Alterschirurgie ist, daß die Natur selbst dem älteren Menschen bei der Operation hilft. Der alternde Organismus ist nämlich zuweilen besser als der jüngere für einen operativen Eingriff gerüstet. Die nervöse Überanstrengung unserer Zeit, die den jungen Menschen seelisch und körperlich labil macht, weicht beim älteren Menschen vielfach einer stabilen seelischen Gleichgewichtslage. Die Alarmreaktion, die zum ›Operationsschock‹ führt und den Patienten manchmal stärker gefährdet als die Operation selbst, ist wesentlich gemildert.

In den Wartezimmern der Ärzte sitzen heute viele Menschen von 60, 70 und 80 Jahren. Da die Kurve der menschlichen Lebenserwartung noch immer ansteigt, werden es in Zukunft noch mehr sein. Sie alle hängen am Leben in der Hoffnung, nach dem arbeitsreichen Abschnitt den verdienten Lebensabend geruhsam und gesund zu verbringen.

Die Alterschirurgie kann hier helfen. Sie will dem gealterten Menschen Jahre mit lebenswertem Inhalt schenken und ihn vor schmerzreichem Siechtum bewahren.



Das Dreimast=Vollschiff SPLENDID des Reeders Johann Jakob ASTOR segelt am 16. April 1827 unter Kapitän de Peyster von New York nach Canton. 107 Tage später ankert der schnelle Handelssegler wieder im Heimathafen. Die ASTOR=Flotte um=spannt den Erdball. Der Name ASTOR erlangt Weltruf ... Seitdem brach die große Zeitenwende herein. Aus hölzernen Schiffen von kaum 1000 Tonnen wuchsen achtzigmal größere Riesen aus Stahl ...

Die historische Mission der großen Segelschiffe ist erfüllt. Ihre Romantik jedoch lebt: die Erinnerung an die stolzen Dreimaster lockt uns noch heute in verzauberte Fernen, hinaus auf die Sieben Meere, zur Reise auf eleganten Ozeanriesen der Gegenwart, zu glückhafter Fahrt – IM KIELWASSER DER ASTOR=FLOTTE ...





An der Schwelle des neuen Jahrtausends
Nur noch 9 Monate und 41 Jahre bis zum Jahre 2000

Fortschritt - aber wohin?

Die große Weltausstellung und das kleine Einfamilienhaus / VON ROBERT JUNGK

Ist der Mensch am Ende dieses Jahrtausends den Problemen gewachsen, vor die ihn der wissenschaftlich-technische Fortschritt stellt? Das ist der Grundgedanke all der Themen, die Robert Jungk monatlich in KRISTALL behandelt. In seinem heutigen Bericht stellt er die Brüsseler Weltausstellung 1958, eine Schau gigantischer Erfindungen, dem Glück des einzelnen gegenüber: einer Familie beispielsweise, die sich ihre vier Wände selber zimmert. Wie nach jedem seiner Artikel fordert Robert Jungk seine Leser auf, ihre Ansichten zu diesem Problem zu schreiben. Heute berichtet er auf Seite 14 über die Leserbriefe zu seiner ersten Frage.

Die Brüsseler Weltausstellung steht vor der Tür. Täglich bringen die Zeitungen Nachrichten und Aufsätze über dieses Ereignis, und in ein paar Wochen wird der überfütterte Leser vermutlich schon leicht gelangweilt weiterblättern, sobald er auch nur den Namen der belgischen Hauptstadt in einer Überschrift erblickt.

Weshalb sind wir Menschen am Ende des zweiten Jahrtausends eigentlich so blasiert geworden? Weshalb können uns selbst die größten wissenschaftlichen oder technischen Leistungen, sobald einmal die erste Neugierde gestillt ist, oft nur noch ein Gähnen entlocken? Ein Grund ist zweifellos in dem Überangebot an sensationellen Nachrichten aus Laboratorien und Werkstätten zu suchen, die einander übertrumpfen. Das Tempo des technischen Fortschritts entwertet die einzelne Neuleistung. Unmerklich hat sich die innere Einstellung durchgesetzt, daß selbst der ›letzte Schrei‹ von heute in ein paar Jahren, vielleicht sogar in ein paar Monaten schon, wieder ein ›Ladenhüter‹ sein wird.

Die nächste Umwelt ist uns fremd

Dazu kommt aber noch etwas anderes. Es geht uns echte, brennende Anteilnahme am wissenschaftlich-technischen Fortschritt vor allem auch deshalb ab, weil wir, soweit wir nicht selbst Forscher, Planer, Ingenieure, Baumeister sind, an diesem großen Wandel der Welt als bloße Zuschauer, als Konsumenten oder Opfer teilnehmen. Zwar gaben uns die Revolutionen des neunzehnten Jahrhunderts in den parlamentarisch regierten Ländern ein gewisses, wenn auch begrenztes, politisches Mitspracherecht, aber auf die Gestaltung der uns umgebenden Erzeugnisse haben wir heute eigentlich viel weniger Einfluß als die Menschen früherer Jahrhunderte, die an der Beschaffung und Beschaffenheit ihrer Nahrung, Kleidung, Behausung noch weitgehend mitwirkten. Wie viele Menschen wissen denn heute, was da eigentlich in ihren Kochtöpfen brodelt, wer das, was sie anhaben, geschneidert hat, in wessen Kopf der Bauplan der Wohnung entstand, die ihr Heim ist?

Auf meinem Schreibtisch häufen sich bereits die Prospekte der Weltausstellung, und da heißt es mit dem üblichen Aufwand an großen Worten, den die Reklametexter verwenden zu müssen glauben, um den Wall der Blasiertheit ihrer Leser zu durchbrechen: »Die erste Hälfte unseres Jahrhunderts war reicher an Erfindungen als je eine Epoche zuvor. Die Weltausstellung wird hieraus eine bedeutungsvolle Bilanz ziehen: Über 200 Pavillons liefern ihren Beitrag zur Veranschaulichung der Fortschritte, die alle Zweige menschlicher Tätigkeit und Forschung in der Welt erreichten.« Doch die gleiche Post brachte eine Hamburger Zeitung, in der ein Teil des Fortschritts etwas genauer unter die Lupe genommen wird. Dort heißt es unter dem Titel ›Viel Kritik an neuen Wohnungen‹: »Wie viele Wünsche der moderne Wohnungsbau offenläßt, welche Fehler immer wieder gemacht werden und wie wenig manchmal an die Menschen gedacht wird, die in den Wohnungen leben sollen, zeigt das Ergebnis einer Befragung, die der Architekt Dr. Otto Kindt mit Hilfe der Baubehörde bei 317 Bewohnern von Einwohnungs-Reihenhäusern durchgeführt hat ... Nur rund 37 Prozent sind mit der Größe der Räume zufrieden ... Mit der Ausstattung des Bades sind auch nur 45 Prozent zufrieden ... Nur rund die Hälfte findet ihre Treppe bequem, den anderen ist sie zu steil, zu schmal, zu gewunden ... Klage Nr. 1 bei allen nach 1948 erbauten Häusern ist die Hellhörigkeit ...«

Bilanz für eine menschlichere Welt

Der Kontrast zwischen den kollektiven technischen Leistungen unseres Zeitalters bei gleichzeitiger Vernachlässigung der Ansprüche und Erwartungen des Einzelmenschen ist nun aber heute bereits so allgemein spürbar geworden, daß die Brüsseler Weltausstellung unter das Motto ›Bilanz für eine menschlichere Welt‹ gestellt wurde. Ihr Generalsekretär Monsieur de Velp hat sogar erklärt: »Es wäre völlig unnütz, die leistungsfähigste Maschine, das wunderbarste mechanische Gehirn oder den vollkommensten Kernreaktor auszustellen, wenn wir uns nicht gleichzeitig bemühten, die Sorge für das Menschliche in den Vordergrund zu rücken.«

Die Erkenntnis des Problems ist also zweifellos da, seine praktische Lösung jedoch noch in weiter Ferne, denn auch in Brüssel wird man vor allen Dingen wieder mit Rekorden paradieren. ›Der größte Rundbau der Welt‹, made in USA, konkurriert dort gegen die ›größte Glashalle der Welt‹, die die Russen erstellen, und den ›kühnsten Stahlbau der Welt‹, den die Franzosen auf einem einzigen kleinen Punkt ausbalancieren. Man wird bei der ›Expo 1958‹ also sehr viel über die neuesten Maschinen erfahren und nur sehr wenig Konkretes über das Glück der Menschen, denen sie dienen sollen.

Der Widerspruch zwischen den gewaltigen (nicht selten auch gewalttätigen) Leistungen der kollektiven Organisationen vom Staat bis zum Großunternehmen und dem Einzelmenschen, der ihnen bald bewundernd, bald kritisch, auf jeden Fall aber entfremdet gegenübersteht, ist nun aber keineswegs unauflösbar. Es müßten sich in Zukunft der Schöpferdrang des einzelnen und die hohe Produktionsfähigkeit der Betriebe gegenseitig ergänzen. Wie das geschehen könnte, zeigte mir die Lektüre des Tagebuches einer Hausfrau und Mutter, die zusammen mit ihrem in einem Baubüro beschäftigten Mann, ihren Kindern und der Hilfe einiger Freunde nach Arbeitsschluß eigenhändig ihr Haus baute. Diese heitere Privatchronik von Lotte Schwarz ›Tagebuch mit einem Haus‹ vermittelt den Lesern ein ungekünsteltes Bild von den Sorgen und Freuden, die auch Menschen von heute noch bei dem Bau eines eigenen ›Nestes‹ empfinden können.

Natürlich hat Familie Schwarz die Baumaterialien nicht selbst hergestellt: Die Quadern aus Solothurner Kalkstein, die Röhren, Fensterrahmen, Glasscheiben, Heizungskörper und was sonst noch alles an ›Zubehör‹ zum Hausbau gehört, waren alle mehr oder weniger Massenartikel, aber die Gestaltung des Hauses entsprach dem persönlichen Geschmack, der Vorliebe und Kritik seiner künftigen Bewohner. Fast wichtiger noch als das greifbare Resultat: das Erlebnis des Bauens hat ihnen etwas gegeben, das durch kein Nacherleben fremder Leistungen in Bild und Wort zu ersetzen wäre. Sie haben also nicht nur ihr Heim, sondern zugleich ein Stück ihres Daseins selbst geformt. Sie haben gelebt, statt — wie es heute leider das Schicksal der Mehrheit ist — gelebt zu werden.

Derartige Kombinationen von Massenproduktion und schöpferischer Einzelleistung sind heute also schon — wenn auch durch behördliches Einspracherecht begrenzt — durchführbar und sollten in Zukunft immer häufiger werden. Bei der durch Automatisierung und Rationalisierung zu erwartenden Arbeitszeitverkürzung wäre es nämlich durchaus möglich, daß Menschen neben ihrem eigentlichen Beruf andere individuelle Begabungen so weit entwickeln, daß daraus mehr als ein ›Hobby‹ wird, nämlich echtes, ja oft meisterliches Können, das aus Freude an der Sache erworben und ohne Verdienstabsicht angewandt wird.

Wäre die Brüsseler Weltausstellung wirklich, wie der mir vorliegende Prospekt behauptet, ›Ein Blick in die Zukunft‹, dann müßte sie diesem aus tiefer innerer Notwendigkeit wachsenden Drang zum Selbermachen Rechnung tragen, ja vielleicht sogar Wege weisen, die es dem heutigen Menschen erlauben würden, seine Fremdheit gegenüber der technischen Umwelt und seine schöpferische Passivität zu überwinden. Sie tut das nicht, weil sie eben von den Plänemachern der Regierungen und der Industrie entworfen wurde.

Wie groß auch heute, ja gerade heute der Drang zum eigenen schöpferischen Ausdruck ist, habe ich aus der großen Fülle der Zuschriften erfahren, die ich auf Grund der ersten an die Leser von KRISTALL gestellten Frage erhielt. Wir brauchten nicht nur eine ›Do it yourself‹ (›Tue es selbst‹)-Bewegung, um den Zeitgenossen aus seiner blasierten Haltung des verwöhnten, unschöpferischen Konsumenten zu befreien, sondern mindestens so sehr eine ›Think yourself‹ (›Denke selbst‹)-Bemühung. Zu wahrer Volksbildung gehört eben nicht nur Lernen und Zuhören, sondern auch der Versuch jedes einzelnen, das Aufgenommene zu beurteilen und nach bestem Können in Gespräch, Briefen, Tagebüchern oder sogar Veröffentlichungen durch persönliche Gedanken zu bereichern.

Was sagen Sie dazu?

Robert Jungks dritte Frage an die KRISTALL-Leser:

Auf welche Weise könnte der heutige Mensch sich schöpferisch betätigen?

Leserbriefe auf Seite 14

Reife und Reinheit

sind allein imstande, höchsten Genuß zu verschaffen.

Die Mischanweisung für die Sorte ERNTE 23
verbürgt durch strengste Blatt- und Sorten-Auslese eine
naturreine Mischung erlesener Spitzentabake.



VON HÖCHSTER REINHEIT



REEMTSMA

ERNTE 23

FILTER

Soll sich der Laie um die großen Probleme der Wissenschaft kümmern?

Robert Jungk spricht zu Lesern, die ihm zu diesem Thema schrieben.

Zunächst möchte ich den über Erwarten zahlreichen Lesern, die sich die Mühe machten, oft in größter Ausführlichkeit zu antworten, für ihre Äußerungen herzlichst danken. Fast alle Mitteilungen waren so ernsthafter Natur und standen auf einem so beachtlichen Niveau, daß ich mich nicht entschließen kann, sie den üblichen Weg von Leserbriefen gehen zu lassen, nämlich in den berühmten Papierkorb der Redaktion. Ich lege statt dessen ein ›Archiv der Jahrtausendwende‹ an, in dem diese Mitteilungen künftig gesammelt werden sollen.

Die Antworten auf meine Frage waren überwiegend bejahend. Aber in diese Bejahung mischte sich in zahlreichen Fällen ein Mißtrauen, ja gelegentlich sogar ein Haß gegen die anerkannten akademischen Wissenschaftler, die mich erschreckten. Es ist nicht jeder Professor, der die unverlangt eingereichte Arbeit eines Laien kritisiert oder zurückschickt, deshalb gleich ein Neider, Saboteur oder Dummkopf. Es gibt zwar einige wenige hochmütige Forscher, aber ich habe bisher unter den Wissenschaftlern mehr bescheidene, wohlwollende und lautere Menschen getroffen als in anderen Berufen.

Zweifellos aber, das zeigen diese Briefe, fehlt ein Ausspracheforum zwischen Wissenschaftlern und Laien. Carl Peicher (Duisburg) schreibt ganz richtig: »Aber die Wissenschaft sollte stärker bemüht bleiben, in Zeitabständen die Öffentlichkeit über den Stand ihrer Forschungsarbeiten sachlich und nüchtern zu unterrichten... Andererseits sollte sich die Wissenschaft einer Kritik aus Laienkreisen nicht entziehen...«

»Was soll man als Laie nur anstellen, um von den Vertretern der Wissenschaft angehört zu werden?« Diese Frage (von Wilhelm Schwabe in Flensburg-Mürwik gestellt) sollte von den Wissenschaftlern gehört werden.

Aus den Hunderten und Hunderten von Briefen, die wir erhielten, kristallisiert sich für mich als Ergebnis unserer ersten Frage die an die Universitäten und Institute gerichtete Anregung: »Schafft durch Vorträge, Aussprache-Abende und Sprechstunden mehr Möglichkeiten der Begegnung zwischen Laien und Wissenschaftlern!«

Tun sie es nicht, so werden die Wissenschaftler bald an allem schuld sein und ein Klima des ›Anti-Szientismus‹ entsteht, in dem eine fruchtbringende wissenschaftliche Arbeit unmöglich ist. Der Beginn einer solchen Entwicklung ist bereits durch Erhebungen der bekannten amerikanischen Anthropologin Margaret Dead in USA festgestellt worden. *R. J.*

Weitere Leserstimmen zu dieser Frage

Auf die Frage, ob sich auch der Laie um die großen Probleme der Wissenschaft kümmern soll, antworte ich: Er soll nicht — er muß! Schlechthin alle Probleme unserer Zeit beruhen auf der schnellen Entwicklung der Naturwissenschaften. Ihre geistigen Vorstellungen und technischen Möglichkeiten fordern ebenso ein neues soziales, wirtschaftliches und politisches Denken wie frühere Epochen der Naturwissenschaft und Technik. Der Laie muß die Gründe einsehen, damit ihm das Gefühl des Ausgeliefertseins an unheimliche Mächte genommen wird. Nicht spezielles Wissen, sondern ein solides Verständnis der allgemeinen geistigen Beziehungen ist hierfür erforderlich; und hierzu müssen ihm die Wissenden und Verstehenden helfen. Sie müssen sich von den Beispielen leiten lassen, welche ihre größten Meister ihnen für eine echte, wissenschaftlich hochstehende Popularisierung gaben: Liebigs ›Chemische Briefe‹ aus der Mitte des letzten Jahrhunderts in zehntausenden Exemplaren verbreitet, die dicken Bände populärwissenschaftlicher Vorträge von Helmholtz, Tyndall, Boltzmann, Planck sind nur einige Beispiele.

Prof. Dr. Walther Gerlach, Vizepräsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, München

...Am 1. Mai dieses Jahres werden es genau 50 Jahre, da ich meine Laufbahn als Hochspannungsingenieur begann. Ich erinnere mich noch gut, wie ich als 23jähriger Anfänger verspottet wurde, als ich einen neuen Gedanken zu Papier brachte. Mein Chef riß das Blatt entzwei und warf es mitleidig lächelnd in den Papierkorb —, um die Neuerung nach Jahresfrist selbst ausführen zu lassen. Übrigens sei zu seiner Entlastung gesagt, daß er es mir später eingestanden und mich zur Einreichung eines Patentes aufgefordert hat, das auch erteilt wurde. Aus meiner Praxis könnte ich nun viele Fälle aufzählen, in denen Laien, oder wie der Volksmund treffend sagt: ›durch zu große Sachkenntnisse nicht belastete Personen‹ technisch brauchbare Gedanken geäußert oder durch ihre Kritik zu neuen Gedanken angeregt haben.

Wilhelm KÖCHLING, Berlin-Lübars

...Ja, das soll er, um sich, kurz gesagt, nicht ›überfahren‹ zu lassen!

Olga GÖTTLICH, Freudenstadt/Schwarzwald

Auf Ihre Frage ist man geneigt zu antworten: er muß sich drum kümmern. Aber abgesehen davon, daß sich viele Laien ihrer Funktion nicht bewußt sind, ist es den einzelnen Durchschnittsmenschen selten gegeben, sich vor einem Wissenschaftler Gehör zu verschaffen. Nur der einstimmige, resolute Protest vieler Menschen vermag es vielleicht, einen selbstbewußten Spezialisten aufmerken zu lassen. Auf diesen Versuch kommt es an.

stud. med. Elle HERZBERG, Würzburg

Vor Schwätzern wird gewarnt

Erfolgreiche Wissenschaft wird aber nur der Laie treiben, der klarste Denkfähigkeit sein eigen nennt. Die aber bedarf meist einer Schulung. Unklares Denken und oberflächliche Logik führt zum Biertisch-Schwätzer. Diese sind unerfreulich, aber nicht gefährlich. Der Fachmann ohne Universalität scheint mir gefährlich, sehr gefährlich. Deshalb antworte ich auf Ihre Frage: Ja, der Laie soll sich um die großen Probleme der Wissenschaft kümmern. Ich sehe außerdem überall, wie mehr und mehr der Amateur das größte Problem unserer Wissenschaft zu lösen im Begriff ist, das Problem der Universalität. Er wird es lösen.

Fritz FREMEREY, Gelsenkirchen

Ich bin Techniker und befasse mich sehr mit Naturwissenschaften und

habe mich in Spezialgebieten besonders eingearbeitet. Da berühren die Dinge vielfach andere Felder, greifen dort und da hinein, und die Dinge überschneiden sich. Da suchen z. B. die Mediziner nach dem Ursprung der Krebskrankheit und finden sie nicht. Aber hat man schon einmal einen Biophysiker gefragt oder herangezogen? Man weiß, daß die Tätigkeit des Gehirns von feinen elektrischen Strömen begleitet wird, die man schon gemessen hat. Man weiß, daß eine Leistung innerhalb eines Energiegefälles vor sich geht, man weiß, daß Energiedifferenzierungen einer Tatsache gleichkommen und man weiß auch, daß jedes System einem energetischen Gleichgewicht zustrebt und dieses einzuhalten bestrebt ist. Der Gedanke, daß Krebszellen etwa so entstehen könnten, indem das energetische Gleichgewicht fortgesetzt gestört wird und es zu Umpolungen (nur anschaulich ausgedrückt) von Zellen kommt, die innerhalb des organischen Systems ihre Funktion verlieren, ausgeschieden werden und so ein entartetes Eigenleben führen, ist nicht so absurd, auch wenn er von einem Außenseiter kommt.

V. KERSCHBAUMER, Bozen/Italien

Anregungen durch Laien

Die Wissenschaft ist in ihrer Forschung heute überwiegend eine gezielte Forschungsarbeit mit vorgefaßtem Programm und kein Experimentieren mehr mit unbekanntem Ziel. Eine solche Forschung setzt ausgesprochene Spezialisten voraus, denen unmöglich die Wechselwirkungen eventueller Ergebnisse bekannt sein können. Andererseits ist die soziologische und volkswirtschaftliche Struktur des Staates heute so eng verzahnt, daß es keine isolierten Räume oder Bevölkerungsgruppen gibt. Erst die Erörterung eines technischen oder wissenschaftlichen Problems oder Ergebnisses vor einem möglichst großen Forum, zu dem auch der Laie gehören muß, ist in der Lage, verborgene oder nicht vermutete Wechselwirkungen aufzuzeigen. Gerade hierfür erscheint der Laie besonders berufen, seine Befürchtungen oder Bedenken vorzubringen, da er oft unvoreingenommener zu urteilen vermag. Die endgültige Lösung der bei solchen Diskussionen neu aufgetretenen Probleme mag dann eine Sache der Fachleute aus den einzelnen angesprochenen Gebieten der Wissenschaft bleiben, — die Anregungen dazu können jedoch vom Laien kommen!

Carl-August Behrens, Bremen.

Wissenschaften wie Gefängnisse

Ich bin 62 Jahre alt, von Beruf Werkmeister in einer kleinen Fabrik für Spezialmaschinen, deren Betrieb ich selbständig und mit anerkanntem Erfolg leite. Die Erzeugnisse dieser Firma sind in der ganzen Welt bekannt und werden besonders von amerikanischen Firmen gern gekauft, einmal wegen ihrer trotz einfacher Konstruktionen zugrundeliegenden, auch die Fachkreise oft überraschenden, neuen Ideen, die, wie wir wissen, von den betreffenden Firmen auch als Grundlage für die Weiterentwicklung ihrer eigenen Maschinenparks benutzt werden. Diese Ideen werden aber nicht einfach gefunden, sondern zum großen Teil nach einem von mir entwickelten Verfahren erarbeitet.

Meine Antwort ist die: Ja, auch der Laie soll sich um die großen Probleme der Wissenschaft kümmern, denn die Wissenschaften sind die großen Gefängnisse, in denen unzählbare, allesvermögende Geister auf ihre Befreiung warten und denen, die sie erlösen, das Glück bringen, das sie anderswo vergeblich suchen.

Maximilian May
Köln-Buchforst

Leserbriefe zu seiner zweiten Frage beantwortet Robert Jungk in Heft 8.

Heute in

Eindrücke einer Reise

VON HEINZ SCHEWE

Sie hieß Lydia. ›Ein hübsches Mädchen‹, würde man hierzulande sagen. Sie hatte die Augen einer Katze. Weich und zärtlich konnte sie einen anschauen. Doch im nächsten Augenblick konnte sie schon kühl und abwehrend sein. Ein verkehrtes Wort, eine ungeschickte Bewegung, ein kleines Mißverständnis genügte für diesen sekundenschnellen Wechsel. Lydia war eine echte Tochter der großen Stadt an der Moskwa: freundlich und hingebungsvoll, aber auch mimosenhaft verschlossen; kameradschaftlich vertraut, und vielleicht im nächsten Augenblick wieder eigenartig fremd. Wie Moskau, der Platz ihrer Wiege.

Gleich am ersten Morgen hatte sie mich vom Verkehrsbüro aus angerufen. Ich lag noch im Bett, müde von der hastigen Reise. »Guten Morgen, mein Herr«, sagte eine frische Mädchenstimme mit reizvoll gerolltem ›R‹, »hier spricht Lydia. Brauchen Sie nicht eine nette Begleiterin, die Ihnen Moskau zeigt?« Ohne sie erst zu sehen, wußte ich: Dieses Angebot war ohne jede Hintergründe gemeint. Das gibt es wohl nur in Moskau.

Von den Deutschen hatte Lydia ein ganz bestimmtes Bild: »Sie sind sauber, pünktlich und ordentlich.« Als sie mir das gestand, schwang ein vorwurfsvoller Unterton in ihrer Stimme. Ich hatte mich nämlich um zehn Minuten verspätet. Schuld daran war ein wichtiges Telefongespräch. Doch diese Entschuldigung akzeptierte das Mädchen von der Moskwa nicht. Lydia wollte sich ihre deutschen Ideale nicht zerstören lassen. Zur Strafe sprach sie den ganzen Nachmittag über nur dienstlich mit mir. Es klang so spröde, als sei einer Glocke ein Stück aus dem Mantel gesprungen. Wie bei jener Glocke im Hof des Kreml, die beim großen Brand von Moskau (1812) vom Turm herunterfiel. Man hat sie dort ausgestellt.

Auch ich war mit ganz bestimmten Vorstellungen hierher gekommen. Nicht alles stimmte an diesem Schema. Ich mußte manches korrigieren. »Die Russen sind mißtrauisch«, hieß eine dieser vorgefaßten Meinungen. »Vor Ausländern halten sie sich zurück. Du wirst an niemanden herankommen in Moskau ...«

Als der Chauffeur des SIM-Wagens, der mich vom Flugplatz Wnukowo zum Hotel Metropol brachte, den Schlag aufriß, streckten sich mir ein Dutzend Kinderfäuste entgegen. Ein Rudel von jungen Moskowitern schien auf diesen Augenblick gewartet zu haben. ›Gospodin‹ und ›Spitschki‹ waren die einzigen Worte, die ich aus ihrem vielstimmigen Geschrei verstand. Sie wollten Streichholzschachteln tauschen — russische gegen deutsche. Als ich dann auch noch Briefmarken der Bundespost verteilte, entstand eine bildschöne Keilerei. Die Traube der jungen Empfangsgarde, die sich wie Kletten an meine Mantelschöße heftete, konnte erst durch die vereinten Abwehrbewegungen der Drehtür und des Wachpostens wieder abgeschüttelt werden.

Das war spontane Freundschaft. Dagegen dauerte es drei Tage, ehe sich Lydia von mir zum Abendessen einladen ließ. Den ganzen Abend trank sie nur Selterswasser. Ich habe sie heute noch im Verdacht, daß sie im Grunde nur Angst davor

Fortsetzung Seite 20

Die roten Sterne auf den Kreml-Türmen, die weithin sichtbar über der Fünfmillionenstadt leuchten, scheinen aus geschmolzenen Rubinen zu sein. Sie sind aus Plastik und dienen als Wetterfahnen.

MOSKAU

Fotografiert von David Duncan



Einmalige Farbfotos gelangen dem amerikanischen Fotografen David Duncan in der sowjetischen Hauptstadt. Er verstand es, als Tourist die gesamte Sowjetprominenz vor seine Kamera zu bekommen. Auf unserem Bild rechts steht er vor der Basilius-Kathedrale auf dem Roten Platz. — Das Bild unten zeigt im Innern des Kreml den Glockenturm Iwans des Schrecklichen. Auf ebener Erde davor liegt die 200 Jahre alte ›Zarenglocke‹, die mit ihren zwanzig Metern Umfang die größte Glocke der Welt ist. Links im Bild die Archangelskij-Kathedrale, ganz rechts die Kirche des Erzengels Michael.



Bei meinen Reisevorbereitungen für Moskau packte ich meine gesamte Ausrüstung aufs neue um und beschränkte mich auf nur ein Gepäckstück. So nebensächliche Dinge wie Fernglas und Karten ließ ich zu Hause. Ich wollte der sowjetischen Geheimpolizei keine Möglichkeiten geben.

Die Russen schienen sich jedoch nicht darum zu kümmern, was ich mitgebracht hatte. Kein Beamter fragte je danach, meine Filme sehen zu dürfen. Sie wurden alle in London entwickelt, als ich das Land verlassen hatte.

Nach meiner Ankunft in Moskau bat ich in den einzelnen Ämtern um die Erlaubnis, Farbporträts von den führenden Persönlichkeiten der Sowjetunion aufnehmen zu dürfen. Aber es gab keine Erlaubnis; man lehnte ab oder beantwortete meine Bitten überhaupt nicht. Ich sah die leitenden Herren oft, wenn sie an diplomatischen Veranstaltungen teilnahmen, aber Bilder zu machen, schien mir unmöglich.

Am Abend vor meiner Abreise aus Moskau gab die polnische Botschaft einen Empfang. Da ich wußte, daß die führenden sowjetischen Persönlichkeiten dort erscheinen würden, ging ich ohne Einladung zum polnischen Botschaftsgebäude. Als die Herren vorfuhren, betrat ich unmittelbar vor ihnen die Botschaft. Niemand beachtete mich, obwohl ich meine Leica und meine Elektronenblitz - Ausrüstung ganz offen trug.

Von dem Augenblick an, als Chruschtschew auf dem Empfang erschien, ließ ich ihn nicht aus den Augen. Als er zu reden begann und über seine Freundschaft zu Polen sprach, stellte ich mich vor ihn und begann meine Blitzlicht-Aufnahmen von ihm zu machen. Ich fotografierte fast eine Stunde lang, jeden Moment darauf gefaßt, daß irgend jemand mich nehmen und hinauswerfen würde — wenn nicht noch Schlimmeres. Aber es geschah nichts.

Ich machte nebenbei auch Porträts von Bulganin und anderen Sowjetführern. Aber Chruschtschew beherrschte die Szene. Die anderen richteten — offiziell — kein einziges Wort an das Publikum. Sie führten lediglich private Unterhaltungen und wirkten wie ein Ensemble, daß die Aufgabe hat, den passenden Rahmen für Chruschtschew abzugeben.

Als Chruschtschew seine Rede beendet hatte, blickte er sich um, ließ sich vom Kellner ein Glas Wein geben



David Duncan erzählt: ›Wie ich Chruschtschew fotografierte‹



und trank Gomulka zu. Dann kam ein anderer Kellner vorbei und Chruschtschew nahm einen Teller Vanille-Eiscreme. Während all der verschiedenen Empfänge, an denen ich teilgenommen hatte, habe ich Chruschtschew entgegen anderen Berichten nie betrunken gesehen; er trank nicht einmal unmäßig, und ich habe ihn ständig beobachtet, ohne selbst zu trinken, so daß ich immer in der Lage war, zu beurteilen, was er tat.

Als er nun seine Eiscreme aß, fing ich seinen Blick über den Tisch hinweg auf — genau 2 Meter Entfernung im Sucher meiner Kamera, dieselbe Entfernung, aus der alle diese Bilder gemacht worden sind. Ich sagte zu Chruschtschew, daß seine Rede sehr lebhaft gewesen sei und daß ich sicher gute Bilder bekommen hätte. Ich erwähnte auch, daß mir sein Büro verboten habe, ihn zu fotografieren. Er lächelte dazu, wandte sich an einen Dolmetscher und fragte ihn, indem er mit dem Daumen auf mich zeigte, wer ich sei.

Als er hörte, daß ich aus den Vereinigten Staaten käme, sah er mich an und bemerkte: »Ein Amerikaner. Gut! Wir möchten auch mit Ihnen gut Freund sein. Aber das wird noch eine Weile dauern. Wir haben sehr viel Zeit!«

Damit wandte er sich wieder dem Wein und der Eiscreme zu.

Heute in Moskau

Fortsetzung von Seite 17

hatte, in Wodka- oder Champagnerstimmung zu kommen.

Kurz vor meiner Abreise ging ich ins GUM, das Kaufhaus am Kreml, um ein kleines Geschenk zu kaufen. Drei Meter Crêpe de Chine suchte ich aus. Das heißt — suchten wir aus. Vier Verkäuferinnen und ein ganzes Dutzend aufgeregter Kundinnen beteiligten sich begeistert am Kauf. Daß ein Ausländer in Moskau sich nicht nur für die üblichen Reiseandenken, sondern für russische Stoffe interessierte, schien ungewöhnlich. So ungewöhnlich, daß fast ein kleines Volksfest daraus wurde. Als wir schließlich das Passende gefunden hatten, nahm eine biedere, verhutzelte Mamuschka einen Zipfel des feinen Stoffes in ihre harten, abgearbeiteten Hände, preßte das Tuch hingebungsvoll an ihre Lippen und küßte es. »Wßjewo charoschjewo — Alles Gute!« murmelte sie. Es sollte ein Segenswunsch sein für die Empfängerin meines Geschenks. Für ein Mädchen in Deutschland, zweieinhalbtausend Kilometer entfernt, das sie gar nicht kannte.

Überschwenglich und herb

So sind die Menschen in Moskau. Überschwenglich sich verströmend, herzlich und temperamentvoll. Doch die gleichen Menschen in derselben Stadt können im nächsten Augenblick wie verwandelt sein: kühl, mißtrauisch und stur. Ein Mann in elegantem Pelzmantel wendet sich brüsk ab, als ich ihn mit seinem Baby fotografieren will. In Moskau tragen die Männer die Kinder auf dem Arm. Eine Frau, die aussieht wie eine lebendige Kaffeemütze (soviel Röcke, Jacken und Tücher hat sie übereinander angezogen), verkauft Speiseeis auf der Straße. Bei 15 Grad Kälte! Und die Kunden stehen Schlange! Doch sobald sie merkt, daß ich meine Kamera schußfertig mache, dreht sie sich mit dem Gesicht zur Wand und stellt den Verkauf ein.

Wenn die Sonne scheint, schimmern die Kuppeln des Kreml verheißungsvoll wie gleißendes Gold. Die Tauben schwirren zutraulich umher, lassen sich füttern und verwöhnen. Ein friedliches Bild, klar und gar nicht unheimlich. Wallt aber der Nebel um den Roten Platz — das Wetter in Moskau kann sehr schnell umschlagen —, dann sieht plötzlich alles düster, drohend, geheimnisvoll aus. So ist Moskau. Und so sind die Menschen, die an der Moskwa leben. Die Spanne zwischen fremd und vertraut ist meistens nur schmal.

Pariser Schlagersänger begehrt

Abends, im Windschatten der Kremlmauer, spricht mich ein junger Mann an. Er trägt eine enge Röhrenhose und hat einen amerikanischen Bürstenhaarschnitt. An der Leine zerrt ein temperamentvoller Boxerrüde.

»Ich sehe, Sie sind Ausländer«, sagt der fremde Spaziergänger, der sich höflich als Nikolai Jefimowitsch vorstellt, »kennen Sie vielleicht Yves Montand, den französischen Schauspieler und Schlagersänger? Bitte, erzählen Sie mir von ihm! Ich möchte gern mehr von ihm wissen. Er hat hier bei uns kürzlich ein Gastspiel gegeben. Das werde ich nie vergessen...« Und dann summt er eine der Melodien, mit denen Yves Montand Moskau erobert hat. Zwei Millionen Moskauer sahen und hörten ihn. Wenn Louis ›Satchmo‹ Armstrong mit seiner Jazztrompete kommt, werden es wahrscheinlich dreimal soviel sein.

Sie tanzen für ihr Leben gern, die Mädchen von Moskau. Und sie wissen sich auf ihre Art hübsch zu machen: ein buntes Tuch, geschickt drapiert, ein Schal, ein Gürtel; eine Blume im Ausschnitt. Die Musik verwandelt ihre Gesichter. Nur einmal — es war abends im Hotel Metropol — sah ich, wie die vorher so strahlenden

Augen eines Mädchens plötzlich hart und böse wurden. Mit einer brüsken Bewegung ließ sie ihren Tänzer einfach auf dem Parkett stehen. Es war ein Hauptmann der Roten Armee. Mit rotem Kopf schlich er sich an seinen Tisch zurück. Hatte er zu schlecht getanzt? Oder war nur ein Wort gefallen, das seiner Partnerin nicht gefiel? Mimosenhaft empfindlich ...

Am nächsten kommt man wohl dieser Stadt und seinen Menschen im Theater. Ich ging ins Ballett — Tschaikowskijs ›Schwanensee‹. Beim Pas de Quatre faßte mich meine Nachbarin — ich kannte sie gar nicht — plötzlich am Arm. In der Pause entschuldigte sie sich dafür. »Die Musik ...«, sagte sie nur und ließ den Satz offen, in der Hoffnung, daß ich sie schon verstehen würde. Der ganze Zuschauerraum des Bolschoj-Theaters schien voller Balletttänzer und Ballerinen zu sitzen. Man merkte es am Applaus: hier klatschten Experten.

Nein, es geht gar nicht so proletarisch zu bei den Menschen an der Moskwa. Sie stehen uns vielleicht näher, als wir hier im Westen glauben. Auch sie wollen aus ihrem Leben das Beste machen. Die Revolution liegt vierzig Jahre zurück. Heute trägt man Krawatten und freut sich auf ein arbeitsfreies Wochenende. Man benimmt sich und legt ein paar Kopeken zurück für die Kinder, damit sie es einmal besser haben sollen. Die Sparkassen haben Lichtreklame. In riesigen roten Lettern schreien sie ihre Neonsignale in die Nacht hinaus: ›Bürger, spart!‹

Wenn das Lenin wüßte! Doch Genosse Lenin ist schon lange tot. Die Uhr am Spaskaja-Turm ist nicht stehengeblieben. Sie tickt weiter.

Im nächsten Heft: Die Prominenz von Moskau · Fotos von David Duncan

Gottesdienst am Sonntagmorgen in einer der drei geduldeten Kirchen Moskaus (rechts). Sie sind überfüllt, aber man sieht nur alte Menschen. Für die Jugend sind die Bauten mehr Kunstdenkmäler als Gotteshäuser. — Bild unten: Aufmarsch auf dem Roten Platz, der bereits vor der Revolution so hieß. Im Hintergrund das Historische Museum, links der Kreml.



Die geschlagene Armee. Der Wüstenhund geht mit in die Gefangenschaft. In den Jahren des Sieges war er treuer Begleiter und Maskottchen einer Kompanie. Foto: Brit. War Mus.

Arzt auf verlorenem Posten

DER GROSSE TATSACHENBERICHT VON PAUL CARELL

Die Fotos sind Originalaufnahmen beteiligter Soldaten

Nach der Niederlage von El Alamein glaubte Rommel nicht mehr an einen Sieg der Achse in Nordafrika. Seine Idee war, Winston Churchills Wunder von Dünkirchen nachzumachen: Alles Gerät, alle Waffen in der Cyrenaika liegenzulassen und dafür die 150 000 Soldaten der deutsch-italienischen Panzerarmee über das Mittelmeer zu retten. Eine grandiose Idee. Aber was wurde daraus?

Der Sanitätsgefreite Dr. med. Otto Buchinger warf sich hinter die kleine Sanddüne, als die englischen Hurricanes im Tiefflug über seinen Truppenverbandsplatz hinwegbrausten. Sekunden später hörte er das Prasseln der Bordwaffen, mit denen die Tommys den Flugplatz von Fuka beharkten. Alle zwei Stunden kamen in den letzten Tagen solche Angriffe. Buchingers Sanitätszelt stand in einer kleinen Mulde. Die Rote-Kreuz-Flagge wehte darüber. Aber kein lebendes Wesen war mehr zu sehen. Die letzten Verwundeten hatte der Sanitäts-Unteroffizier Otto Boddien mit seinem Sanka abtransportiert. Der Sanitätsgefreite König war mit dem Krad hinüber zur Flakstellung gefahren. »Besorgen Sie einen Lkw«, hatte Buchinger gesagt, »der mich mit dem Zelt und dem Sanitätsmaterial abholt.« Schließlich wollte er nicht einfach von den anrollenden Tommys geschnappt werden. Montgomerys 8. Armee drängte ja ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit mit ungewöhnlichem Elan gegen die auf Fuka zurückweichenden Verbände Rommels. Sonst war Montgomery die Vorsicht in Person. Aber diesmal marschierte er in kühnem, überholendem Parallelkurs mit den Deutschen und ließ ihnen keine Zeit, sich zu ordnen oder zur Verteidigung festzusetzen. Auch in Fuka nicht, der von Rommel vorbereiteten Auffang-Stellung. Die britische Führung schien über die katastrophale Lage, in der sich Rommel befand, Bescheid zu wissen. Männer wie Bayerlein vermuteten, daß dieser oder jener gefangene Offizier — durch Niederlage und Rückzug aus dem Gleichgewicht gebracht — in harter Vernehmung durch die britischen Verhör-Spezialisten Informationen über den inneren Zusammenbruch der Panzerarmee ausgeplaudert hatte. Ob diese Vermutung stimmt, muß dahingestellt bleiben. Schließlich konnte sich Montgomery auch auf Grund seiner Luftaufklärung ausrechnen, wie es mit der Kampfkraft der fluchtartig zurückströmenden Rommel-Armee bestellt war. Wie dem auch sei: Die überraschende Kühnheit der britischen Verfolgung fiel auf und zwang den Feldmar-

Fortsetzung Seite 24

„Backheiß" wie sie vom Herd kommen - so schmecken sie am besten, die Kartoffelpuffer mit Apfelmus oder mit Preiselbeeren, die man aus „poffi mit Ei" macht - so schön leicht und so locker wie noch nie!



DIE WÜSTENFÜCHSE

Fortsetzung von Seite 22



Foto: Dr. Buchinger

Beim Rückzug vergessen wurde Sani-Doktor Buchinger, hier im weißen Kittel mit Sanitätern und Fahrern: v. l.: König, Langguth, Höcherl, Schröder, Boddien.

schall, die mit soviel Hoffnung umgebene Fuka-Stellung schnell wieder zu räumen, denn Montgomery war drauf und dran, sie zu umgehen. Die Aufklärungsabteilung 580, die unter Hauptmann Voss zur Täuschung des Feindes in Fuka verblieben war, kam in eine schwierige Situation.

Der Sanitätsgefreite Dr. med. Otto Buchinger in den Sanddünen hinter dem Flugplatz von Fuka wußte natürlich von Rommels Entscheidungen nichts. Er wußte auch nicht, daß sein letzter Sanka und das Beiwagenkrad inzwischen von Jabos zerschossen auf der Piste vor Marsa Matruh lagen. Er wußte nur, daß die Tommys nicht weit weg sein konnten.

Wachtmeister Krol von der Flakstellung drüben am Flugplatz war am Vormittag noch mal mit dem Krad dagewesen und hatte gesagt: »Doktor«, alle sagten zu dem Sanitätsgefreiten Buchinger Doktor — »Doktor, wir gehen nicht ohne Sie weg. Wir schikken Ihnen einen Lkw.« Dann war Krol wieder zum Flugplatz gebraust. Kurz darauf erfolgte erneut ein Luftangriff der Tommys. Buchinger hörte nur die leichte Flak. »Komisch«, dachte er. Aber er ahnte nichts Böses. Er wartete. Er hörte nicht, wie drüben bei der Flak Leutnant Smidt mit seinem 1. Zug der 4. Batterie zusammengebombt wurde. Wie Wachtmeister ›Odje‹ Krol Befehle zum Abrücken bekam und nervös seine Kommandos gab. Wie ein Kfz. zu allem Überfluß noch Feuer fing und mit der ganzen Ladung abbrannte. Schließlich brauste Krol mit dem Rest der 4. Batterie vom Flugplatz Fuka ab. Buchinger hatten sie vergessen. Wenn der Doktor auf die Düne kletterte, die Hand über die Augen legte, sah er drüben noch immer eine 8,8 ihre Mündung in den Himmel recken. Was er nicht sah, war, daß diese 8,8 zerbombt worden war, daß sie schweigend und verlassen dastand. Die Wüste schwieg. Der Krieg machte Pause. Die Rote-Kreuz-Flagge flatterte müde in der leichten Mittagsbrise, die gegen 1 Uhr täglich vom Meer kam. »In Bad Pyrmont ist jetzt kühler Herbst«, ging es Buchinger durch den Kopf. In Pyrmont, wo das Sanatorium der Buchingers stand, vom Vater Otto gegründet und zu gutem Ruf gebracht. Aber was nützte der gute Ruf in den deutschen Gauen, wenn der Gauleiter aus den Familienpapieren die ideologische Unzuverlässigkeit folgerte. Auf diese Weise war in die Personalakte des Dr. Otto Buchinger junior trotz glänzender Zeugnisse, trotz bewährter Segelfliegerei und trotz wackeren Bekenntnisses zum Soldatentum das Wort gelangt: »Nicht zur Beförderung zum



Foto: Brit. War Museum

Jagd auf versprengte Deutsche machten die Engländer. Hier werden am Bahnhof Fuka zwei Landser gestellt, die schon sechs Tage unterwegs sind.

Offizier geeignet.« Und eben deshalb war Dr. med. Otto Buchinger, der Sohn eines Generalarztes des ersten Weltkrieges, zuerst nur Lkw-Fahrer. Nach tapferen Einsätzen wurde er schließlich zum Sanitätsgefreiten gemacht. Aber — und deshalb erzählen wir die Geschichte so ausführlich — in Afrika bei Rommel scherte man sich wenig um die ideologischen Drahtzäune der heimatfernen Gauleiter. Man konnte sie zwar nicht einreißen, aber man ging drum herum, drunter oder drüber weg. So konnte der Doktor Buchinger, der wegen Tapferkeit im Feuer mit dem EK II ausgezeichnet war, zwar nur die Rangabzeichen eines Sanitätsgefreiten tragen, aber er wurde trotzdem von dem vorgesetzten Regimentsarzt seines Flakregiments 6 wie auch vom Divisionsarzt der Flakdivision 19 als Arzt eingesetzt und geführt. »Truppenarzt z. b. V.«, zur besonderen Verwendung, hieß es. Jeder Landser und jeder Offizier bis zu den Kommandeuren der 90. Leichten und der 19. Flakdivision schmunzelte, wenn Buchinger sein Männchen baute. Alle begrüßten den Sani-Doktor mit besonderem Wohlwollen. Zeitweilig kurvte er mit I/Flak-Regiment 6 aus Hamburg-Osdorf durch die Wüste; dann mit II/361 und zeitweilig mit der 4. Batterie I. Flak 6 des Oberleutnants Reese. Sein Verbandszelt hütete er wie seinen Augapfel. Seine Patienten waren niemals Drückeberger; denn bei Buchinger gab es als erstes Rauchverbot und — wenn es irgend ging, Diätkost. Trotzdem liebten die Verwundeten und die wirklich Kranken ihren Sani-Doktor und Naturapostel. Unermüdlich stand er am Verbands- und Operationstisch und tat seine Pflicht wie die vielen anderen Ärzte in der Wüste.



Foto: Dr. Cyran

Oberstabsarzt Dr. Cyran, Chef der Sanitätskompanie 1/200. Sein Hauptverbandsplatz wurde von den englischen Jagdbombern angegriffen.

Da stand in jenen Oktober-Tagen des Jahres 1942 in der Nähe von el Daba, auch mitten in den Dünen, nahe am Strand eine richtige Lazarettstadt. Am Fuße der höchsten Düne, des Ras el Daba, hatte die Sanitätskompanie 1/200, die zur 21. Panzerdivision gehörte, ihre Zelte aufgeschlagen. Zwei weitere Sanitätskompanien waren dem Chef von 1/200, Oberstabsarzt Dr. Cyran, unterstellt. Die Ausstattung war vorbildlich. Die Operationszelte waren mit modernsten Instrumenten, Verbandmaterial, Medikamenten, Sterilisiergeräten ausgestattet. In den Krankenzelten waren bei 1/200 allein 300 Feldbetten vorhanden. Ein Aggregat sorgte für elektrischen Strom in allen Zelten.

Überall zwischen den Zelten sah man große Kreuze aus Benzinkanistern in den Sand gebaut; die Kanister rot angestrichen, der Sand mit Kalk weiß gespritzt: das Rote Kreuz

Fortsetzung nächste Seite

DIE WÜSTENFÜCHSE



Foto: Dr. I.

So sah auch Dr. Buchingers Zelt aus, ein indisches Beutezelt, wegen seiner Doppelwandigkeit, die es bei Tage kühl, bei Nacht warm hielt, sehr beliebt.

auf weißem Feld. Das Zeichen der Barmherzigkeit, das in Afrika, in der Regel jedenfalls, respektiert wurde. Manchmal allerdings auch nicht.

Noch ehe die britische Großoffensive gegen Alamein begonnen hatte, waren umfangreiche Verwundeten- und Krankentransporte eingetroffen. Mit den zunehmenden Kämpfen wurden auch die Lazarette voller. In Lastkraftwagen, Sankas, auf Beutefahrzeugen rollten die Verwundeten heran. Tag und Nacht waren die Ärzte und Sanis an der Arbeit. Die Chirurgen Dr. Wagner und Dr. Dietel standen fast ohne Schlaf ständig an den Operationstischen. Ein steifer Kaffee, eine Zigarettenlänge, das waren die Pausen zwischen den Operationen. Nicht nur Verwundete kamen, auch Schwerkranke: Gelbsucht, Ruhr, Furunkulose. Alarm gab es, als hier, in der Nähe von Alamein, zum erstenmal während des nordafrikanischen Krieges Fälle von Malaria auftauchten. Bis dahin war man von dieser Tropenkrankheit, die die Anopheles-Mücke überträgt, verschont geblieben. Der Mangel an Süßwasser zwischen Tripolis und Kairo hatte eben auch etwas Gutes: Die tückische Anopheles-Mücke konnte sich nicht vermehren. Aber woher kam nun die Malaria vor Alamein? Trotz aller Arbeit nahmen sich die deutschen Ärzte die Zeit zur Beobachtung und konnten schließlich eine wissenschaftlich exakte Antwort geben. Die Anopheles-Mücke wurde an bestimmten Tagen bei starkem Ostwind aus den hundert Kilometer entfernten Sümpfen des Nildeltas in die Schützenlöcher bei Alamein getrieben. Bis diese Lösung gefunden war, hatten Oberverdachtschöpfer schon an einen Bakterienkrieg der anderen Seite geglaubt. Eine verrückte Idee.

Das Schlimmste, was auf einem Hauptverbandsplatz geschehen kann, ist die Überfüllung. Wenn die Verwundeten schreien, wenn sie im Sand liegen und kein Sanitäter da ist, um sie zu versorgen, das ist schlimmer als die blutigste Schlacht.

Nur keine Überfüllung, war deshalb auch hier in der Lazarettstadt bei el Daba die Parole, als die Transporte der Verwundeten aus der hart angeschlagenen Front bei Alamein immer größer wurden. Deshalb fuhren die Lkw und die Krankenwagen, die die Verwundeten abgeladen hatten, auf der anderen Seite der Zeltstadt mit den Transportfähigen und Versorgten wieder weiter, nach hinten, weg von der Front. Für Schwerverwundete, denen ein Transport über die zerschossenen Straßen unvorstellbare Marter gebracht hätte, stand eine Luftwaffen-Sanitätsbereitschaft zur Verfügung. Mancher Landser erinnert sich an Oberstabsarzt Dr. Kuhn mit seinen Störchen, die das große Rote Kreuz an Rumpf und Tragflächen hatten und die Schwerkranken und Schwerverwundeten von el Daba wegschafften. Zurück zu den Sammelstellen, wo die Lazarett-Ju's warteten. Für den Transport in die großen Lazarette auf Kreta und dem griechischen Festland.

Da liegt der Panzerfeldwebel Stockmann mit einem schweren Hüftgelenkschuß seit Tagen in einem



Ein Schwerverwundeter, der schnell versorgt werden muß, wird von einem

Gipsverband. Die Operation war gelungen. Das Bein erhalten.

Feldwebel Stockmann hatte kein Fieber mehr, und als Dr. Cyran dies bei der Visite feststellte, lachte er und sagte: »Stockmann, heute geht's ab.« Von diesem Augenblick an war der Feldwebel aufgeregt wie ein junges Mädchen vor dem ersten Rendezvous. Er hörte den Motor von Dr. Kuhns Storch. Er lachte, als seine Trage in die kleine Flugkiste geschoben wurde. Er hörte, wie Dr. Kuhn auf den Führersitz kletterte. Und ab ging es. Eine riesige Staubfahne zog der Storch hinter sich her. Sie stand noch über den Zelten, als die Maschine mit Feldwebel Stockmann längst hinter den Dünen verschwunden war.

Bomben aufs Rote Kreuz

Aber was war denn das? Kam der Vogel zurück? Nein, das war doch das Geräusch englischer Jagdbomber! Sie hielten geradeswegs auf die Stelle zu, wo eben Kuhns Storch gestartet war. Sahen die Tommys denn das mächtige Rote Kreuz nicht? Verdeckte es der Staub? Hielten sie den Hauptverbandsplatz mit Zelten, die vollgepfropft waren mit Verwundeten und Kranken, für einen Flugplatz? Wer weiß es? Jedenfalls sah Dr. Cyran, wie die Jabos ihre Bomben ausklinkten. Und diese Bomben sausten genau auf die Lazarettstadt herunter. Der Doktor konnte nur noch »Fliegeralarm« brüllen und sich in die nächste Bodenwelle werfen, da krachten auch bereits mitten zwischen den Zelten die Einschläge. Rums. Und nochmals Rums. Dann nichts mehr. Gott sei Dank. Im Bereich von 1/200 waren nur zwei Bomben niedergegangen, und sie waren zum Glück in die breite Lagerstraße gefallen. Hatten nur ein paar Zelte weggepustet, aber sonst keinen großen Schaden angerichtet. Schlimmer war es drüben bei den Nachbarplätzen. Eine Bombe ging mitten ins Operationszelt. Der operierende Chirurg fiel mit aufgerissener Schlagader über den Panzergrenadier auf dem Operationstisch, dem ein mächtiger Splitter, wie ein Riesenskalpell, den Brustkorb aufriß. Arzt und Grenadier ereilte der Tod in der gleichen Sekunde. Noch zehn Tote und mehr als 30 Schwerverletzte blieben hinter den abziehenden Tommys zurück. Das Rote Kreuz lag zerfetzt. Aber als erstes baute man es wieder zusammen. Der Glaube an die Fairneß war stärker als diese Ausnahme ihrer Mißachtung.

Wenige Tage später war der große deutsche Verteidigungsriegel vor Alamein zersprengt, der Rückzug in vollem Gange. Und auch Dr. Cyrans Samariterstadt fuhr in langen Troßkolonnen durch die Wüste. Rückwärts. Auf Fuka zu. An Fuka vorbei,

Fortsetzung nächste Seite



Foto: Dr. L.

Storch bei el Daba übernommen.

DIE WÜSTENFÜCHSE

auf Marsa Matruh. An Marsa Matruh vorbei. Und immer weiter.

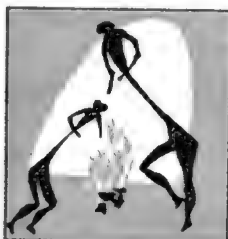
Sanitätsgefreiter Dr. med. Otto Buchinger, Truppenarzt z. b. V., drehte am Morgen des 6. November immer wieder an der Kurbel seines Feldtelefons, mit dem er Verbindung zur Flakstellung des Flugplatzes Fuka hatte. Er wollte sich erkundigen, was los sei. Aber es kam keine Antwort. Statt dessen sah Buchinger durch den Eingang seines Rote-Kreuz-Zeltes drüben über den Dünen merkwürdige Panzerspähwagen in Richtung Küstenstraße schaukeln. Panzer mit runden Kuppeln. Tommys. »Jetzt aber weg«, gab Buchinger sich selbst den Befehl. Er schleppte noch schnell alles Sanitätsmaterial vors Zelt. Ließ schließlich seine schöne Tommy-Behausung über den Sanitätsschätzen zusammenfallen. Goß einen Kanister Sprit darüber. Und ehe er sich wie in alten Zeiten als Wandervogel auf den ungewissen Marsch machte, da warf er noch ein Streichholz in die Benzinpfütze. Über eine Stunde lang sah er, wenn er sich umdrehte, die Rauchfahne hinter den Dünen von Fuka.

Buchinger hielt sich immer parallel der Küstenstraße unter aufmerksamer Beobachtung der ›Feindlage‹. Nachts schlug er sein Lager in kleinen Wadis auf. Der Mantel war Matratze und Decke. Die mondhellen Nächte zeigten im Westen Mündungsfeuer der Artillerie und die Christbäume der Bombenflugzeuge. Die Schlacht war dem Doktor davongelaufen. Er lief ihr nach — und hatte es doch eigentlich nicht nötig. Aber das deutsche Expeditionskorps in der Wüste hatte seine eigenen Gesetze des Lebens und der Kameradschaft. Man vergesse nicht, daß es bei Rommel in Afrika vier Dinge nicht gab: keinen SD, keine Geiselerschießungen, keine politische Schulung und auch keine Frontbordelle. Anders als an anderen Fronten. Daraus ergaben sich auch festere Formen dessen, was wir gemeinhin mit dem viel mißbrauchten Wort Pflicht meinen. Der Sanitätsgefreiten-Doktor tat trotz aller Entwürdigung, die er von der Bürokratie dieses Regimes zu Hause erfuhr, diese Pflicht; denn die Panzerarmee Afrika war das gute Deutschland. Und so wanderte er dem Kriege und den Kameraden nach. Schlief in Höhlen und Sandlöchern und winkte endlich nach Tagen kurz vor Marsa Matruh, einem deutschen Panzerspähwagen zu. Das war eine fröhliche Begrüßung. Ein tiefer Schluck aus der Kaffeeflasche. Und der Rat, den Weg in die Stadt möglichst nicht auf der Straße zu machen, da die britischen Jabos die Angewohnheit hätten, gerade auf Einzelgänger sportliche Jagden zu veranstalten. Das war ein guter Tip. Als dann der Doktor freudig winkend am Stadtrand von Marsa Matruh auf einen Trupp deutscher Landser zuging, machten diese entsetzte Gesten. Erst als Buchinger vor ihnen stand, begriff er, was sie meinten; aber da war es schon gut: Er war durch ein Minenfeld neben der Küstenstraße gewandert, das die deutschen Pioniere eben gelegt hatten. Er kam gerade noch rechtzeitig bei der 90. Leichten an, um sich mit ihren Nachhuten wieder in Marsch zu setzen: weiter nach Westen. Rückwärts.

»Zuweilen ist es sehr unvorteilhaft, einen guten militärischen Ruf zu besitzen. Man selbst kennt seine Grenzen, während die andern von einem

Fortsetzung Seite 30

Wir notieren

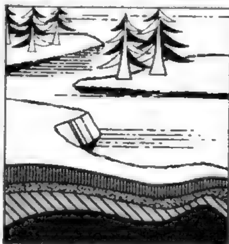


Menschen der Altsteinzeit brannten Steinkohle. Tschechoslowakische Vorgeschichtsforscher fanden, daß die Menschen der Altsteinzeit schon Steinkohle verbrannt haben, um sich zu wärmen und ihre Jagdbeute zuzubereiten. Sie entdeckten bei der Untersuchung der altsteinzeitlichen Siedlung Mährisch-Ostrau-Petershofen Feuerstellen, die Steinkohlenreste enthielten. Diese Siedlung war vor 27 000 Jahren bewohnt.

Bisher wußte man nichts über die Verwendung von Steinkohle in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. Die Voraussetzungen für eine frühe Entdeckung der Steinkohle als Brennmaterial waren bei Mährisch-Ostrau-Petershofen besonders günstig, weil Steinkohle in der Nähe der Siedlung offen zutage tritt. Die Altsteinzeit-Menschen brauchten dort die Kohle also nur aufzulesen und nicht in Bergwerken abzubauen.

Lateinisches Alphabet in China. In der Volksrepublik China wurde beschlossen, das lateinische Alphabet mit 26 Buchstaben einzuführen, wie es in West-Europa und Amerika gebraucht wird. Der frühere Plan, ein Alphabet mit 30 Buchstaben anzunehmen, unter denen einige russische Zeichen waren, wurde aufgegeben. Zusammen mit dem lateinischen Alphabet soll in den Schulen eine Nationalsprache, der Dialekt, der in Peking und Nordchina gesprochen wird, eingeführt werden und die zahlreichen chinesischen Dialekte sowie die Sprachen von fünfzehn nationalen Minderheiten in China ersetzen.

Die chinesische Schrift hat für jedes Wort ein besonderes Zeichen. Insgesamt gibt es heute etwa 50 000 chinesische Schriftzeichen, beim täglichen Schriftverkehr braucht man 2000 bis 4000. Die Einführung des viel einfacheren lateinischen Alphabets soll es allen Chinesen ermöglichen, schreiben und lesen zu lernen.

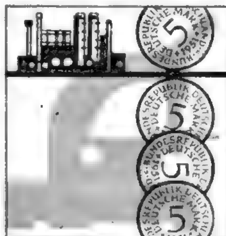


Bedeutendes Nickelvorkommen entdeckt. Finnland wird vielleicht in einigen Jahren zu den wichtigsten Nickelproduzenten der Welt gehören. In Südfinnland, in der Nähe von Kuopio, wurde in 200 Meter Tiefe ein Nickelerz-Vorkommen entdeckt, das von Fachleuten neben den großen Erz-Lagern in Petsamo (Sowjetunion) als die bei weitem reichhaltigste Nickel-Lagerstätte in Europa angesehen wird.

Nickel spielt eine große Rolle bei der Herstellung von nichtrostendem Stahl. Jährlich werden auf der Erde etwa 200 000 Tonnen Nickel erzeugt, 70 Prozent davon in Kanada. Eine bedeutende Nickel-Produktion haben ferner die Sowjetunion und Kuba.

Anden-Indianer haben viel Blut. Der amerikanische Anthropologe Dr. Newman fand bei Untersuchungen in den peruanischen Anden, daß die dort in großer Höhe lebenden Indianer in ihrem Körperbau den Höhenbedingungen gut angepaßt sind. Sie haben einen starken Brustkasten mit ausgedehnten Lungen, ungewöhnlich viel Blut, dessen rote Blutkörperchen besonders groß sind, und ein sehr kräftiges Herz.

Normalerweise nimmt die Leistungsfähigkeit des Menschen in Höhen über 4000 Meter infolge des Sauerstoff-Mangels stark ab. Die Anden-Indianer dagegen können bei ihrem Körperbau in weit größeren Höhen schwere Arbeit leisten.



17 Millionen Mark für die deutsche Wissenschaft gespendet. Aus freiwilligen Spenden konnte der ›Stifterverband für die deutsche Wissenschaft‹ im vergangenen Jahr 17 Millionen Mark für wissenschaftliche Arbeiten zur Verfügung stellen; das sind 5,5 Millionen Mark mehr als noch im Jahre 1955 gespendet wurden.

Der Stifterverband wurde 1949 als Gemeinschaftsaktion der gewerblichen Wirtschaft gegründet, um Forschung, Lehre und wissenschaftlichen Nachwuchs zu fördern. Er bemüht sich, immer weitere Kreise der Wirtschaft davon zu überzeugen, daß der heutige Entwicklungsstand der Wissenschaft die Wirtschaftslage der Zukunft bestimmen wird und daß es daher im Interesse der Wirtschaft liegt, wenn sie die Wissenschaft unterstützt.

Zeichnungen: Einicke

DIE WÜSTENFÜCHSE

[illegible]

Wunder verlangen und jede Niederlage als Böswilligkeit auslegen.« Tiefe Resignation spricht aus diesen Worten Rommels, mit denen er vor Alamein, am 1. November 1942, den Empfang eines anfeuernden Duce-Telegramms quittierte.

Rommel wußte, daß seine Niederlage von Alamein kein unglückliches Geschick war, sondern die Quittung für die in Rom und Rastenburg in den Wind geschlagenen Warnungen, Mahnungen und Forderungen. Montgomery hatte die deutsche Front vor Alamein zerbrochen, weil die 8. Armee stärker, besser ausgerüstet, zahlreicher war. Vor allem aber, weil sie die Luftherrschaft im Kampfgebiet besaß. Zum erstenmal in der Geschichte des zweiten Weltkriegs wurde klar, daß gegen die feindliche Luftherrschaft auch mit noch so großer Tapferkeit der eigenen Erdtruppen nichts auszurichten war. Zweimal er-

Der große Rückzug! Vorbei an den Stätten des Sieges.



Foto: Brit. War Museum

Marsa Matruh - die Ruinen des einst berühmten Hotels Metropol.



Foto: Brit. War Museum

Tobruk — unversehrt in den Trümmern: Moschee und Wasserturm.



Foto: Brit. War Museum

Bengasi — die Wracks deutscher Fahrzeuge säumen die Straßen.



Foto: Wolf

Agedabia — mit Rommels Hauptquartier aus dem Winter 1941.

gaben sich daraus echte Katastrophen: Bei El Alamein im Jahre 1942 und in der Ardennen-Offensive 1944. Beide Male wurden die entscheidenden und vorhandenen Panzerkräfte mattgesetzt, die Erdtruppen paralysiert und dadurch der Sieg verloren.

Rommel hatte in Afrika schon manchen Rückschlag hinnehmen müssen und darauf neu zu neuen Siegen aufgebaut. Aber in seiner Niederlage von Alamein sah er nicht nur eine verlorene Schlacht. Er sah darin den verlorenen Feldzug in Nordafrika. Er sah seine geschlagene, panzerlose, nachschubarme zurückflutende Armee. Und hinter ihr Montgomerys panzerstarrende 8. Armee.

Er hörte am 8. November die Funksprüche daß die Amerikaner in Marokko und Algerien gelandet waren. Da kamen 80 000 Boys aus USA mit 23 000 Engländern von der anderen Seite Afrikas daher. Ungehindert hatten sie ihre Kanonen, ihre Flugzeuge und ihre Truppen auf mächtigen Schiffen über den Ozean an Afrikas Westküste gelandet. Es war ein langer Weg von dort nach Tunis, Tripolis oder Tobruk; aber es war nur ein Zeitproblem. Wer sollte sie denn aufhalten? Berlin und Rom hatten Rommels Panzerarmee in 18 Monaten nicht stark genug machen können, um die 8. Armee der Engländer zu besiegen. Wie sollten dann die 8. britische Armee im Osten Nordafrikas plus Eisenhowers englisch-amerikanische Invasionsarmee im Westen Nordafrikas besiegt werden?

Afrika ist verloren

In der Nacht vom 8. auf den 9. November 1942 sitzt Rommel im Befehlswagen des Kommandierenden Generals der 164. ID Lungershausen. Aus dem Funkwagen von nebenan hört man Adolf Hitler aus dem Bürgerbräukeller in München seine Traditionsrede wettern und Siegesparolen verkünden. Oben bei Capuzzo aber liegen die Männer der 90. Leichten und des DAK erschöpft auf der Erde. Werden von britischen Nachtbombern zusammengebombt. Und als z. B. die 2. Kompanie des Pionier-Bataillons 200 der 164. I. D. angetreten ist, meldet Feldwebel Öhler dem Kompaniechef: »Kompanie angetreten mit 28 Mann.« Vor sechs Monaten waren sie voll ausgerüstet und kriegsstark aus Kreta herübergekommen.

Das alles wollte der Führer im Bürgerbräukeller in München nicht wissen, aber Rommel wußte es, und voll Bitterkeit spricht er in jener Nacht General v. Lungershausen gegenüber aus, was er fürchtet: »Der Feldzug ist verloren. Afrika ist verloren. Wenn man das in Rom und Rastenburg nicht einsieht und nicht rechtzeitig Maßnahmen zur Rettung meiner Soldaten unternimmt, dann wird eine der tapfersten deutschen Armeen in die Gefangenschaft wandern. Wer soll dann Italien gegen die drohende Invasion verteidigen?«

Das war Rommels Sorge. Und immer fester nahm ein kühner Plan in seinem Geist Gestalt an: Er wollte das Dünkirchen Afrikas exerzieren. Alles was auf dem Wasser fahren konnte und alles, was die italienische Kriegsmarine zum Schutze hatte, wollte er eingesetzt sehen, um wenigstens seine Soldaten zu retten. Er diskutierte mit seinem Chef des Stabes, dem damaligen Oberst Westphal, darüber. Sprach mit Bayerlein davon und machte es dem fanatischen Anhänger Hitlers, seinem Ordonnanzoffizier Berndt, klar. Er rechnete ihnen vor: »Was bedeutet denn schon das Material, das wir zurücklassen? Das meiste ist englisches Beutegut. Der Rest hat sowieso nur noch Schrottwert. Aber 150 000 Menschen, davon 70 000 erprobte, kampfgestählte deutsche Soldaten, damit können wir in Sizilien oder Südfrankreich noch Schlachten gewinnen.«

Rommel hatte den Mut, vor seinen Offizieren Churchills Rückzug von Dünkirchen nicht nur als eine glänzende organisatorische Leistung zu erklären, sondern diesen damals in

Fortsetzung nächste Seite



Fortsetzung von Seite 31

Foto: v. Troschke

Wenn der Sprit ausging, wurden die Fahrzeuge abgeschleppt wie dieser VW auf der Via Balbia. Keinen Wagen bekam der Gegner einsatzfähig.

Deutschland als ›schmählich‹ beurteilten Rückzug ohne Waffen — als mutigen und weitblickenden Entschluß zu werten. Was wäre aus Englands militärischer Kraft geworden, wenn ihm nicht die Offiziere und Unteroffiziere von Dünkirchen zum Aufbau einer neuen Armee zur Verfügung gestanden hätten?

Aber den Mut zum Rückzug hat die oberste deutsche Führung nie gehabt. Damit fehlte ihr etwas Entscheidendes zum Siege. Das mag paradox klingen, aber es ist so.

Die 21. Panzerdivision war am 6. und 7. November im Raume Fuka im Kampf gegen den anstürmenden Panzerfeind zusammengeschlagen und hatte von ihren dreißig Panzern, die aus den Alameinkämpfen gerettet waren, noch vier übrigbehalten.

Die alte und bewährte II. Abteilung des Afrika-Artillerie-Regiments Nr. 2 unter Hauptmann Duval de Navarre hatte sich am Trigh Capuzzo als Nachhut geopfert. Hundert Mann blieben übrig.

Das verdiente 3. Fla-Bataillon 606 war mit seinen Hauptteilen in hartem Abwehrkampf noch vor Fuka überrollt. Nur die Trosse entgingen unter Führung des Oberleutnants Dany der Gefangenschaft.

Nimmermüde Kampfverbände wie die Kasta (Kampfstaffel) bestanden nur noch aus halb verdursteten, vor Schlaflosigkeit halbtoten Männern, und trotzdem schossen sie sich immer wieder aus der feindlichen Panzerumklammerung heraus.

Zum Umfallen müde leistete in diesen Novembertagen die 90. Leichte Division unter der Führung ihres Generals Graf Sponeck Erstaunliches bei der Abwehr des hart nachdrängenden britischen Panzerfeindes und beim Schutz der zurückflutenden, deutsch-italienischen Verbände.

Am Halfayapaß entging die 90. Leichte nur durch die Aufmerksamkeit ihres Kommandierenden Generals der Vernichtung. Durch die Waffenstreckung eines italienischen Bataillons am Paß konnte eine ganze britische Panzerbrigade nach Westen durchbrechen. Aber Graf Sponeck, der sich selbst auf Patrouillenfahrt befand, entdeckte rechtzeitig den feindlichen Panzerverband, alarmierte seine in Ruhestellung liegende Division und entzog sie mit geschickter Taktik dem Zugriff der Tommys.



Foto: Brit. War Museum

Das Wüstentor ›Arco de Filene‹ — Schicksalspunkt des Afrika-Krieges.

Der dreimal eroberte und dreimal wieder verlorene Halfayapaß war wieder dahin.

Die Festung Tobruk, von Grabkreuzen umgeben, mußte aufgegeben werden.

An der Gazalalinie, mit den berühmten Schlachtorten von 1941 und



Foto: Dr. Schifferer

Rommel mit Schwimmweste. Dieses seltene Bild wurde aufgenommen, als Rommel während seines Fluges zur Afrika-Front am 25. 10. 1942 auf Kreta Station machte. Hier spricht er mit dem Fliegerführer Kreta, Hoffmann von Waldau.

1942 ging es wieder vorbei. Rückwärts — über Gräber rückwärts. Da sind die Pisten um Mechilli. Vorbei. — Bengasi. Vorbei. Die Cyrenaika wird geräumt.

Am 13. November sind die Spitzen von Rommels geschlagener Armee 1000 km rückwärts marschiert. Die alte Mersa-el-Brega-Stellung wird von den ersten Teilen der Panzerarmee erreicht. Damit ist Rommel wieder einmal am alten Ausgangspunkt, von dem aus er schon zweimal zu seinem großen Siegeslauf gegen den Nil antrat. Werden el Agheila und Mersa el Brega auch diesmal der schicksalhafte Wendepunkt zum Guten werden? Aber diesmal ist alles anders. Zwei Daten und zwei Orte geben der Geschichte des afrikanischen Novembers 1942 das Gesicht: der 24. November am Arco de Filene und der 29. November in Rastenburg.

Am 24. November fand am architektonisch kühn gebauten Arco de Filene, dem faschistischen Wüstentor zwischen Cyrenaika und Tripolitanien, durch das während des ganzen Krieges der Nachschub rollte und das für jeden Landser ein Wahrzeichen bedeutete, eine Konferenz zwischen Rommel, Kesselring und den italienischen Marschällen Bastico und Cavallero statt. Im Schatten eines Monuments, das eine neue imperiale Epoche faschistischer Kolonisierung Afrikas einleiten sollte, prallten die Meinungen von Hitlers und Mussolinis Marschällen aufeinander. »Die Mersa-el-Brega-Stellung muß gehalten werden. Vorbereitungen zu einer baldigen Offensive gegen die englische 8. Armee sind zu treffen.« Das war Mussolinis Befehl. Rommel aber war starr. Kalt legte er den Italienern die Situation dar und stellte seine Forderung: baldige Räumung Tripolitaniens. Vergeblich versuchte Kesselring zu vermitteln. Rommel sah keine Chance mehr für einen afrikanischen Sieg. Er sah nur die Tatsache, daß er mit äußerster Mühe seine Verbände in die Mersa-el-Brega-Stellung g bracht hatte. Mehr als einmal hatte sich Oberst Bayerlein, der das DAK in jenen Wochen führte, vor schweren Entscheidungen befunden: Sollte, konnte noch gehalten werden, oder war es höchste Zeit, aus dem Flaschenhals der britischen Umgehung herauszuflitzen? Montgomery stellt in seinen Memoiren bewundernd fest, daß es Rommels Verbänden immer wieder gelang, im letzten Augenblick aus den berüchtigten ›Bottlenecks‹ zu entwischen. Wie schwer, wie gewissensschwer die Entscheidung zwischen Befehl und militärischer Notwendigkeit oft war, zeigt, daß selbst Bayerlein, der alte Gefährte Rommels, vom Feldmarschall mit dem Kriegsgericht bedroht wurde, weil er nicht nach dem Befehl, sondern nach seinen Einsichten handelte.

Nein, Rommel glaubte nach alledem nicht mehr an eine deutsche Offensive und an Sieg. Er war von seinem Plan beherrscht: So schnell wie möglich zurück nach Tripolis oder nach Tunis, um die Armee hinüber aufs Festland zu retten.

Am 27. November beschließt er den wagemutigsten Versuch, seinen Plan durchzusetzen: Bei seiner Kurierstaffel geht der Befehl ein: »Reise- und Begleitmaschine in der Nacht zum 28. 11. am Arco de Filene bereitstellen.« Das Bordbuch des Funkers und Stabsfeldwebels Richard Hahne weist aus, daß Flugzeugführer Giesen mit Rommels Maschine nach der letzten Leuchtbombe eines britischen Bombenangriffs auf dem Platz am Arco de Filene landete. 15 Minuten später ist Rommel da. Um 2 Uhr 50 wird gestartet. Ziel: Rastenburg in Ostpreußen, Hitlers Hauptquartier Wolfsschanze. Rommel will unangemeldet zu seinem Führer durchdringen und ihm die Räumung Afrikas abtrotzen.

Im nächsten Heft: Krach in der Wolfsschanze — Fallschirmjäger in Tunis — Mit Bataillonen gegen die englisch-amerikanische Invasionsarmee.

Unsere Mutti profitiert - Vati ist Dual-rasiert



Mutti hat guten Grund, sich über den Dual zu freuen. Vatis sympathisch-glatte Wange sagt mehr als tausend Worte. Und die Handtücher bleiben nun auch immer sauber und heil.
Ja, das Dual-Rasieren hat schon was für sich!

Der Dual, das sei den Herren gesagt, ist technisch außerordentlich interessant. Die einzeln und federnd gelagerten 6 Hohlschliffmesser und das Schneidblatt sind aus feinstem Edelstahl. Der seitliche Langhaarschneider macht mit den langen Haaren am Hals und rund um das Ohr kurzen Prozeß: Blitzschnell sind sie abgeschnitten.

Ein robuster Schwingankerantrieb hält die 6 Hohlschliffmesser und den Langhaarschneider in Schwung. Beide Systeme arbeiten immer gleichzeitig.

Fachleute halten viel vom kombinierten Dual-System —, denn der Dual ist der Elektro-Rasierer mit Zukunft. Er wird mit dem stärksten Bart fertig, er rasiert wunderbar glatt und ist so hautschonend —, aber bitte, probieren Sie ihn doch selbst aus! Nehmen Sie ihn ruhig einmal zur Hand. Fühlen Sie, wie leicht und abgerundet er ist, wie angenehm er in der Hand liegt.
Er kostet im Geschenketui DM 62.—, in der eleganten Lederkassette DM 75.—.





Dual

Ein Mann, ein Bart - Dual für Männer

Gutschein

Firma Dual, Gebrüder Steidinger, Abtlg. E 65, St. Georgen (Schwarzwald). Schicken Sie mir unverbindlich Ihre Druckschrift über den Dual-Elektrorasierer

Name ______________________

Ort ______________________

Straße ______________________

Dual, Gebrüder Steidinger, St. Georgen/Schwarzwald – Hersteller der weltbekannten Plattenspieler!

Ich lebte mit einem Seehund

Tagebuch einer ungewöhnlichen und rührenden Freundschaft / VON ROWENA FARRE

Es geschah auf einer der Inseln im höchsten Norden von Schottland. Bei einem einsamen Strandspaziergang traf die junge Engländerin Rowena Farre einen alten Fischer, der etwas Dunkles im Arm trug. Es war ein junger Seehund. Sie wickelte das noch hilflose Tier in eine Decke und fuhr auf das Festland zurück, zu ihrer Tante, die einen verlassenen Bauernhof bewohnte. Und nun beginnt eine Geschichte von seltener Schönheit und großer Herzenswärme, die wir hier in Wort und Bild nacherzählen.



Foto: BBB Heinz Ockhard

Lora nahm die Flasche sofort an und gedieh dabei prächtig. Sie war ohne Scheu und ließ sich gern streicheln.

Meine Tante Mirjam, bei der ich lebte, war zwanzig Jahre lang Lehrerin in der Umgebung von London gewesen, als sie sich entschloß, ihren Beruf aufzugeben und in die schottische Heimat zurückzukehren. Ursprünglich hatte sie vorgehabt, sich ein kleines Haus in der Nähe von Inverness zu kaufen. Aber als sie von einem Bauernhäuschen hörte, das in einem besonders entlegenen Teil Sutherlands um einen geringen Preis zu haben war, kaufte sie es, entgegen dem Rat von Freunden und Verwandten.

Die Grafschaft Sutherland in Schottland besteht zum größten Teil aus Heide, Moor und Wasser. Bäume sind eine Seltenheit. Felsblöcke, oft zu bizarren Formen verwittert, beleben gespenstisch das Bild der einsamen Landschaft.

Das Haus besaß keinerlei Komfort. Beleuchtet wurde es mit Paraffinlampen. Wasser mußte mit Eimern vom nahen Fluß geholt werden. Ein Telefon gab es natürlich nicht. Brauchte man ärztliche Hilfe, so bedeutete das einen Fußmarsch von fünfzehn Kilometern nach dem nächsten Dorf, um von dort nach einer Stadt zu telefonieren; denn im Dorf lebte kein Arzt oder Sanitäter.

Der Umzug an unseren neuen Wohnort nahm drei Wochen in Anspruch. Jedes Möbelstück und jedes Stück Gepäck, darunter ein Klavier, mußte die letzten Kilometer mit einem Bauernwagen transportiert werden. Außer Gepäck und Möbeln brachten wir noch zwei graue Eichhörnchen mit sowie ein schwächliches Exemplar einer gewöhnlichen braunen Ratte. Tante Mirjam hatte sie von einem ihrer früheren Schüler geschenkt bekommen.

»Ich hoffe, Sie fassen seine Gabe nicht falsch auf, Miß Farre. Er weiß, daß Sie sehr tierlieb sind«, hatte der besorgte Vater des Schülers sich zu erklären beeilt. Tante nahm Rodney — so hieß der Rattenjüngling — in dem Geist, in dem er gegeben wurde, und ich bekam ihn zur Pflege.

Das Abenteuer beginnt

Eine Woche nach unserer Ankunft in Schottland erhielten wir den Besuch unseres nächsten Nachbarn — eines Schäfers, der sechs Kilometer entfernt lebte. Er brachte auf seinen Armen zwei junge Ottern als Willkommensgabe für Tante. Es hatte sich bereits bis zu ihm herumgesprochen, daß sie ›tierlieb‹ sei.

Schien schon unsere eigene Ernährung ein ziemliches Problem in dieser Gegend, so hatten wir nun auch noch den Heißhunger der Tiere zu stillen. Es war fast beängstigend mitanzusehen, wie die jungen Ottern ihre Mahlzeit aus hausbackenem Brot und mit Öl vermischter Milch verputzten. Auch Ratterich Rodney, der anfangs verschwindend wenig gefressen hatte, begann einen alarmierenden Appetit zu entwickeln.

Zum Glück wurden unsere Tiere, als sie heranwuchsen, großenteils Selbstversorger; die Ottern vor allem fingen sich Fische in den zahlreichen Flüssen und im nahe gelegenen See.

Die Tage nahmen allmählich einen gleichmäßigen Verlauf an: aufstehen, Tiere versorgen, frühstücken, Unterrichtsstunden — ich war zehn, als wir hierher übersiedelten, Wasser holen, kochen, im Sommer Spaziergänge über das herrliche Land, alle vierzehn Tage eine Fahrt mit unserem kleinen Ponywagen nach dem Dorf, um Proviant einzukaufen, und an den Abenden auf dem Klavier klimpern und lesen.

Das Haus bestand aus einer Küche nebst Wohnzimmer, einem kleinen Schlafzimmer für jeden und einer winzigen Stube, die als Gästezimmer diente, wenn wir Besuch hatten. Alle Zimmer lagen zu ebener Erde. Draußen, ein paar Meter vom Haus, stand ein in zwei Räume geteilter Stall. Auf der einen Seite war das Pony einquartiert, auf der anderen lagerten Paraffinbottiche, Getreidekisten, Lebensmittelkonserven und Futter für die Tiere. Der Schäfer, Herr McNairn, hielt eine Kuh und wäre gern bereit gewesen, uns jeden Tag ein Quantum Milch zu verkaufen, aber zwölf Kilometer täglich wegen einer Kanne Milch zu laufen, schien uns allen eine etwas übertriebene Zeitvergeudung. Später wurde unser lebendes Inventar um zwei Ziegen vermehrt, und von da an fehlte es uns nicht an frischer Milch.

Lora tritt in unser Leben

Im Juni des ersten Jahres machte ich eine Ferienreise zu den Äußeren Hebriden. Als ich eines Morgens den Strand entlangging, um Treibholz zu sammeln, sah ich einen Fischer auf mich zukommen, der eine wunderlich geformte Kreatur in seinen Armen trug. Er sagte mir, es sei ein junger Seehund, der wohl in der Nacht beim Sturm vom Felsen gespült und von seiner Mutter getrennt worden war.

Etwas ungewöhnlich erschien die Tatsache, daß es ein ›Gemeiner Seehund‹ war, eine Art, die man meist an der Ostküste findet, während die Hebriden die Paarungsstätte des größeren, weniger intelligenten ›Atlantischen Seehunds‹ sind.

Obwohl ich nur sehr mangelhafte Vorstellungen davon hatte, wie man einen Seehund aufzieht, fragte ich den Fischer sogleich, ob ich ihn haben könne, und zu meiner großen Freude legte er mir das Tier in die Arme. Eine freundliche Frau gab mir eine Flasche und zeigte mir, wie ich sie mit Milch und Öl zu füllen hätte. Der Ölzusatz muß sein; denn Seehundsmilch enthält zehnmal soviel Fett wie Kuhmilch.

Lora, wie ich nun unsere kleine Seehündin nannte, nahm die Flasche ohne Federlesen und schien sichtlich zu gedeihen. Sie war fast von Anfang

Fortsetzung Seite 38



Das
Antlitz
der
ERDE

Kleiner Markusplatz in Venedig

Venedigs Tauben finden oft keinen Platz zum Landen mehr auf dem marmornen Gestein des Markusplatzes — den Napoleon den ›schönsten Salon der Welt‹ nannte. Und auf der Piazzetta, die hier Markusplatz und Canale Di San Marco einander verbindet. So sehr von Fremden angefüllt ist diese Sehnsuchtskulisse der mittelalterlichen Freien Stadt.
In einer Zeit, da fast jeder auf Reisen geht, sollte man Schonfristen einführen für Einzelgänger, welche Kunst und Natur ohne die lauten Begleiterscheinungen des Fremdenverkehrs genießen wollen. Zu mitternächtlicher Stunde etwa darf der Fuß unbehelligt über den kleinen Markusplatz, die Piazzetta, wandeln.
Im Schatten des Dogenpalastes, in dem die Führer der einst glänzendsten Handelsstadt des Abendlandes residierten. Bewacht vom geflügelten Markuslöwen und heiligen Theodorus, die auf granitenen Säulen den Canale hüten, gegrüßt von der Kirche S. Giorgio Maggiore, deren Campanile dem Turm der Markuskirche nachgebaut ist.
Doch sollten wir uns freuen, daß viele zu diesen Stätten pilgern. Denn sie werden zur Nachdenklichkeit gezwungen, weil sie ihr Auto nicht mitnehmen können in die Stadt der Inseln und Kanäle, der Brücken und Paläste, wo die Tauben sozusagen Bürgerrecht genießen.

Fritz von Woedtke

Ich lebte mit einem Seehund

Fortsetzung von Seite 35

an zahm und ließ sich gern streicheln. Vierzehn Tage darauf machte ich mich dann auf die zweitägige Heimreise mit Lora, einem etwas unförmigen, in eine Decke gewickelten Paket von über fünfunddreißig Pfund Gewicht.

Die schönsten Augen

›Es gibt wenig Augen in dem Antlitz von Männern und Frauen, die auf freundliche Weise die alte Vorstellung wachrufen, daß sie Fenster der Seele seien. Die Augenlider ziert ein Saum von langen, untadeligen Wimpern. Die Augen der Mütter sind groß, glänzend, blauschwarz, sie sind feucht und sanft und von zärtlichem Ausdruck.‹

Mit dieser kleinen Schmeichelei wird nicht, wie man meinen könnte, den Augen einer bestimmten Menschenrasse, sondern denen der Seehunde Bewunderung gezollt; sie stammt von dem amerikanischen Naturforscher Henry Wood Elliott, der den größten Teil seines Lebens dem Studium des Seehundes widmete.

Tatsache ist, daß Seehunde sehr schöne und ausdrucksvolle Augen haben. — Schon als Jungtier lernte Lora die ihren höchst wirkungsvoll zu gebrauchen. Ein Blick von ihr genügte, daß ich lief, um ihre Flasche zu füllen, oder belehrte mich, daß sie hochgenommen zu werden wünschte.

Auch Tante Mirjam, die bei meiner Heimkehr kategorisch erklärt hatte, sobald das Tier für sich selbst sorgen könne, müsse es sofort zur See zurückgebracht werden, erlag nach wenigen Tagen Loras Charme, und sehr zu meiner Erleichterung war nicht mehr davon die Rede, daß sie uns einmal verlassen müßte.

Anhänglicher als ein Hund

Doch hatten wir, ohne es damals zu wissen, bereits zuviel Zeit verstreichen lassen, um sie ohne Schwierigkeiten ihrem natürlichen Element zurückzugeben, auch wenn wir es gewollt hätten. Denn Seehunde, die von Menschen angenommen und ohne Muttermilch aufgezogen werden, bleiben ihrem Besitzer treu ergeben und werden anhänglicher als Hunde. Nimmt man den Seehund in einem Boot hinaus auf das Meer und läßt ihn über die Bordwand fallen, so folgt er dem Schiff. Und auf dem Lande wandert das Tier, trotz seines schwerfälligen Ganges, oft kilometerweit, um seinen Herrn wiederzufinden.

Einen Seehund großzuziehen, war keine leichte Aufgabe, wie ich bald entdecken sollte. Wurde Lora eine Weile allein gelassen, so begann sie mit den kuriosen Blöklauten, wie junge Seehunde sie hervorbringen. Wenn nicht gleich jemand kam, so wurde daraus ein klägliches Plärren, unterbrochen von ärgerlichem Gebell, und das so lange, bis man ihr Aufmerksamkeit schenkte. Als Jungtier bekam sie viermal am Tag die Flasche.

Die Erziehung beginnt

Mein erster Erziehungsfehler war, sie dabei auf den Schoß zu nehmen. Dies einmal gewährte Privileg gedachte sie nicht kampflos wieder aufzugeben. Selbst als sie ganz ausgewachsen war, etwa ein Meter zehn Zentimeter maß und über drei Zentner wog, versuchte sie immer noch, fremden Leuten auf den Schoß zu klettern.

Daß ich ihr erlaubte, am Fußende meines Bettes zu schlafen, war ein weiterer Fehler. Ein dreißig Zentimeter langes Seehundjunges ist am Ende etwas anderes, als es am Anfang aussieht. Ich brauchte mehrere Wochen, um Lora dazu zu erziehen, nachts auf einer niedrigen Bambus-Lagerstätte zu liegen und nicht immer wieder heimlich auf das Bett zu klettern.

Auf dem Trockenen bewegen sich Seehunde, indem sie sich auf ihren Flossen vorwärtsziehen. Lora war kaum aus dem Kindesalter heraus, als sie anfing, mir um das Haus nachzuwatscheln und zum Stall hinüber zu folgen. Wenn ich zu einem Spaziergang fortging, verfolgte mich noch in der Ferne ihr protestierendes Gejammer, daß sie zu Hause bleiben mußte.

Eines Tages nahm ich sie in unserem Boot mit hinaus auf den See und ließ sie über die Bordwand ins Wasser gleiten. Im nächsten Augenblick schwamm sie kraftvoll, tauchte, drehte sich um sich selbst und umkreiste das Boot mit unglaublicher



Unsere Autorin: Rowena Farre
Rowena Farre stammt von britischen Eltern und wurde in Indien geboren. Sie betrachtet das geheimnisvolle Land, in dem es heilige Tiere gibt, als ihre zweite Heimat. Als Rowena zehn Jahre alt war, schickten sie die Eltern zu ihrer Tante Mirjam, einer Lehrerin in Südengland. Nach den glücklichen Jahren mit ihrem Seehund kehrte die inzwischen siebzehnjährig gewordene Rowena Farre in die Zivilisation zurück und erlernte einen kaufmännischen Beruf. Jedoch lebte sie in den Ferien immer sehr naturnahe mit Zigeunern und Kesselflickern, und arbeitete bei Bauern und als Kellnerin. Ihre besondere Vorliebe gilt dem Studium der indischen Philosophie, der Völkerkunde und dem Fernen Osten. ›Ich lebte mit einem Seehund‹ ist ihr erstes Buch.

Geschwindigkeit. Aus einem langsamen, unbeholfenen Geschöpf hatte sie sich in ein Tier von höchster Anmut und Schnelligkeit verwandelt. Von da an brachte sie jeden Tag viele Stunden mit den Ottern beim Schwimmen zu. Wenn sie von uns gewünscht wurde, genügte gewöhnlich ein Ruf, um sie ans Ufer zu bringen. Seehunde haben keine Ohrmuscheln, besitzen aber ein sehr scharfes Gehör.

Lora wird Selbstversorger

Nun, da sie ihr wahres Element entdeckt hatte und heranwuchs, wurde unser Ernährungsproblem beträchtlich einfacher, denn sie fing sich ihre Fische selber. Die natürliche Nahrung der Seehunde besteht aus Schal- und Krustentieren und Fischen. Doch wie bei allen gezähmten Tieren ging Loras Geschmack über den natürlichen Bereich hinaus, und sie hatte nichts gegen eine rohe Mohrrübe, Haferbrei und, als gelegentliche Leckerei, einen Löffel Öl aus einer Sardinenbüchse. Ihre Abendmahlzeit bestand aus Hundekuchen, der in Milch und Öl eingeweicht wurde.

Lora lernte bald, daß ihre wasserdichte Zeltbahn auf einem unteren Brett des Büfetts lag, und daß sie darauf sitzen mußte, wenn sie vom See hereinkam. Als sie noch klein war, bellte sie, damit einer von uns sie ihr zurechtlegte. Als sie älter wurde, lernte sie von allein, die Zeltbahn von dem Brett zu ziehen und ordentlich auf dem Fußboden auszubreiten. Da Seehunde steife, glänzende Haare haben, läuft das meiste Wasser sofort ab, wenn sie auftauchen, und das Trocknen geht verhältnismäßig schnell.

In vieler Hinsicht folgsam und gelehrig, brachte Loras Neugier sie

mehr als einmal in Schwierigkeiten. Alles, was ein bißchen fremd oder neu war, mußte untersucht werden. So zerrte sie denn am Tischtuch, bis ein Hagel von Bestecken und Gläsern herunterkam. Während einer Opernübertragung warf sie den den Radioapparat um, und ehe Tante Mirjam hinzuspringen konnte, war ein Knopf fast aus seiner Fassung gerissen. Dieser Unfall bedeutete für uns fünf Wochen ohne Radio. Wir versuchten deshalb, Loras Neugier in fruchtbarere Kanäle zu lenken.

Freundschaft mit dem Briefträger

Ich brachte Lora also bei, verschiedene Gegenstände zu holen und zu tragen und dem Briefträger die Post abzunehmen. Die Post wurde zweimal in der Woche ausgetragen. Etwa drei Kilometer von uns entfernt war auf einem kurzen Pfahl am Weg ein Briefkasten aufgestellt. Hier hatten wir unsere Post abzuholen. Aber der Briefträger, der, wie die meisten Leute in dieser Gegend, eine gesellige Natur war, kam meistens noch die weiteren drei Kilometer zu einem Schwatz und einer Tasse Tee.

Es dauerte nicht lange, bis Lora gelernt hatte, an welchen Tagen er kam und ungefähr zu welcher Zeit. Sobald sie dann seine Gestalt den Hügel heraufkommen sah, lief sie ihm entgegen. Wenn sie sich trafen, legte er die Briefe in ihre Schnauze, und sie kam hinter ihm her. Einmal, als wir unglücklicherweise gerade mit unseren Teetassen beschäftigt waren, entschloß sie sich auf halbem Wege, nach dem See schwimmen zu gehen, und nahm die Post mit. Unnötig zu sagen, daß dies Bündel Briefe für immer verloren war.

Besonderes Entzücken bereitete es ihr, den Einholkorb auszupacken, wenn wir von einer Fahrt zurückkamen. Büchsen wurden sorgsam herausgenommen, und wenn sie rund waren, den Fußboden entlanggerollt. Selbst so banale Dinge wie Staubtücher und Scheuerlappen wurden beschnuppert und eingehend untersucht. Wenn der Korb endlich leer war, trug sie ihn an seinen Platz neben dem Küchenschrank.

Dies zu Loras hauswirtschaftlichen Tugenden. Sie besaß noch andere.

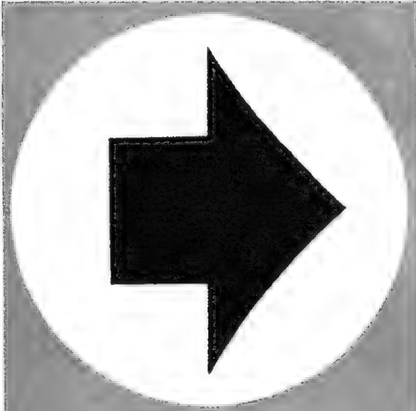
Eines Tages begann ich, mir ein kleines Buch anzulegen, in das ich die Worte eintrug, die eine bestimmte Bedeutung für die verschiedenen Mitglieder unserer Tierfamilie hatten. Für die Ratte ›Rodney‹ stehen da sechs Worte: Körbchen, raus, Rosinen, Nüsse, Dach und Rodney. Wenn eines dieser Worte zu Rodney gesagt wurde und er in der richtigen Stimmung war, handelte er in ganz bestimmter Weise. Auf das Wort ›Körbchen‹ zum Beispiel ging er, meist im Schneckentempo, in seine heugefüllte Kiste. Auf ›Nüsse‹ jedoch lief er nach der linken Seite des Büfetts, wo eine Büchse mit Nüssen aufbewahrt wurde. Auf ›Rosinen‹ lief er eifrig zur rechten Seite hinüber, wo die Rosinenbüchse stand.

Auch die Eichhörnchen stürzten auf die Worte ›Nüsse‹ und ›Rosinen‹ erwartungsvoll zum Büfett, waren aber nicht, wie Rodney, imstande, zwischen den beiden Wörtern zu unterscheiden.

Der Wortschatz Loras war groß

Loras Wortschatz war reicher, und es zeigte sich, daß sie, wie meist bei solchen kleinen Tests, bei weitem am besten abschnitt. Die Gesamtzahl der Wörter in ihrer Spalte beträgt fünfunddreißig. Hier sind ein paar davon: Körbchen (ihre Bambus-Lagerstätte), rein, raus, hier, Lora, Tante, Rowena, Ben, Hänsel, Gretel, Herr Dobbie (der Briefträger), Boot, schwimmen (dies Wort hatte bei ihr die gleiche Wirkung wie ›lauf‹ bei den meisten Hunden und mußte mit Vorsicht gebraucht werden), Ball, singen, Mundharmonika, Trompete, Stock (der Trommelschlegel, mit

Fortsetzung Seite 48



Jede *Kristall*-Ausgabe enthält diese Sonderbeilage

Im nächsten Heft: Marco Polo berichtet vom Hof zu Peking

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 4

Geschichte der Menschheit

In der Karikatur zur Magna Charta (KRISTALL Nr. 5) fragt der Bauer nicht unberechtigt: »Und wann werde ich frei?« Denn zunächst gab die berühmte Magna Charta nur den englischen Baronen ein größeres Maß an Freiheit. Erst später kam das auch dem Bauern zugute. Denn die MagnaCharta war der Anfang zum englischen Parlamentarismus.

Dr. Günther KOPPE, Wuppertal

Der Reichstag zu Mainz von 1184, den Barbarossa veranstaltete und über den Sie in Heft 3 ausführlich berichteten, war einer der Höhepunkte des ganzen Mittelalters. Der Dichter Adalbert Stifter läßt seinen großen historischen Roman ›Witiko‹ mit einer Darstellung dieses großartigen Festes schließen, das für ihn die endgültige Wiederherstellung des Rechts und der Ordnung bedeutet.

Heinrich WALDEN, Göttingen

Mit dem plötzlichen Tod Kaiser Friedrichs II. wollten sich die Zeitgenossen nicht abfinden. So entstand die Sage, daß der Kaiser im Kyffhäuser nur schlafe und eines Tages wiederkehren werde. Erst später wurde diese Sage auf Friedrich Barbarossa übertragen.

Siegfried BEECKEN, Hannover

Der Terminkalender eines Kaisers im Mittelalter muß wohl ziemlich besetzt gewesen sein. Ich glaube auch, daß allein die körperliche Belastung — die Kaiser waren ja immer unterwegs — ungeheuer groß war.

Karl Heinz DIETZE, Düsseldorf

Werden Sie auch die Geschichte der wallonischen Hugenotten im Deutschland des 16. Jahrhunderts behandeln? Diese waren z. B. für die Entwicklung der Stadt Hanau wichtig, und ihr Gewerbefleiß wurde auch andererorts geschätzt.

Gerti MOSER, Villach (Kärnten)

Weitere Briefe siehe Seite 45

Geschichte der Menschheit

Was wir heute von damals wissen, wird hier zu neuem Leben gebracht

BERICHTET IM STIL EINER ZEITUNG

Wer die Vergangenheit versteht, fürchtet die Zukunft nicht mehr!

Redaktion: KRISTALL · 1251 - 1273 nach Christus · Nr. 25 · Seite 97

Konradin hingerichtet

Der letzte Hohenstaufe starb in Neapel von der Hand des Henkers

Von unserem Sonderberichterstatter

Neapel, im Oktober 1268

Voller Abscheu und Entsetzen blickt ganz Europa nach Neapel. Hier hat der Franzose Karl von Anjou, der Bruder König Ludwigs IX. von Frankreich, den letzten Staufer wie einen Verbrecher hinrichten lassen. Der erst 16jährige Konradin, der Sohn des deutschen Königs Konrad IV., starb durch das Schwert eines Henkers. Er war im vergangenen Herbst mit etwa 3000 Rittern nach Italien gezogen, um das staufische Königreich Neapel-Sizilien aus den Händen Karls von Anjou zurückzuerobern. Aber bei Tagliacozzo wurde er geschlagen und auf der Flucht gefangengenommen und seinem Todfeind in die Hände gespielt.

Konradin war der letzte führende Hohenstaufe. Sein Vater, König Konrad IV., erlag 1254 in Italien dem Sumpffieber. Dessen Bruder Manfred fiel vor zwei Jahren im Kampf gegen Karl von Anjou. Manfreds Gattin und Söhne hält der Franzose gefangen. Und auch der strahlende Enzio, Kaiser Friedrichs Lieblingssohn und Ebenbild, lebt als Gefangener, ohne die geringste Aussicht auf Befreiung.



Auf dem Marktplatz von Neapel wurde der 16jährige Hohenstaufe Konradin am 29. Oktober hingerichtet. Er sagte zu seinem Henker: Ich verzeihe dir . . .

Zusammen mit Konradin starben sein Freund Friedrich von Österreich, Graf Gerhard von Donoratico, Graf Wolfrad von Veringen, Marschall Kroff von Flüglingen und noch einige andere Große aus Konradins Umgebung. Sie alle wurden hingerichtet wie Verbrecher. Karl von Anjou, den der Papst nach Konrads IV. Tod mit dem staufischen Erbe belehnte, hatte die Gefangenen als Hochverräter und Majestätsverbrecher zum Tode verurteilen lassen.

Dieses grausame Urteil, in dem das Recht mit Füßen getreten wird, stand von vornherein fest. Karl wollte unter die staufischen Ansprüche ein für allemal einen Schlußstrich ziehen. Seinen Opfern ersparte Karl keine Demütigung. Auf seinem Wege von Palestrina nach Neapel ließ er die Gefangenen gefesselt hinter sich herschleppen, damit jedermann sie sehen konnte. Und so, den neugierigen Blicken preisgegeben, verhöhnt oder bemitleidet, so hielt der Enkel Kaiser Friedrichs II. jetzt seinen Einzug in sein Erbreich. Seine letzten Tage verbrachte er mit seinen Gefährten im Gefängnis des meerumbrandeten Kastells del Salvatore.

Als man ihm das Todesurteil überbrachte, spielte Konradin in seinem Kerker Schach mit Friedrich von Österreich. Karl gewährte ihnen eine kurze Frist, ihren letzten Willen niederzuschreiben und sich mit Gott auszusöhnen. Konradin vermachte alle seine Güter den Herzögen von Bayern. Friedrich bestimmte ebenfalls die bayrischen Herzöge als Erben Österreichs; die Steiermark vermachte er seiner Mutter. Dann kam ein Franziskaner, der den beiden Verurteilten die Beichte abnahm. In einer Kapelle in der Nähe des Kerkers ließ Karl zwei Psalmen sprechen und eine Requiemmesse singen. Während die Gefangenen das Abendmahl nahmen, tönten die Klänge der Messe zu ihnen hinüber. Dann kam die Stunde, in der sie zum Richtplatz geführt wurden.

Es war der 29. Oktober. Auf dem Marktplatz von Neapel, dicht am Meer, war das Schafott errichtet. Von dort konnten die Verurteilten hinüberschauen über den tiefblauen Golf bis hin nach Capri und dem rauchenden Gipfel des Vesuvs. Auf dem Platz drängte sich Kopf an Kopf die Menge. Ein Protonotar verlas vor allem Volk das Urteil.

Als das Urteil verlesen war, legte Konradin sein Oberkleid ab und kniete nieder und betete. Dann wandte er sich zum Scharfrichter und sagte: »Ich verzeihe dir, daß du mich tötest.« Sein letzter Gedanke aber galt seiner Mutter. Die dem Schafott zunächst standen konnten hören, wie er sagte: »Mutter! Welches Leid bereite ich dir!« Als der Henker das Schwert niederschlug, stieß Friedrich von Österreich einen erschütternden Schrei aus. Nur wenige Minuten später folgte er seinem Freund in den Tod.

Empörung über Karl

Karls rücksichtslose Tat hat in weiten Kreisen stärkste Entrüstung hervorgerufen. Einen kriegsgefangenen königlichen Gegner hinrichten zu lassen, wird überall als eine unerhörte Überschreitung angesehen. Besonders empört sind natürlich die Anhänger der Ghibellinen, der staufischen Partei Italiens. »Warum geht die Welt nicht unter, warum verdunkelt sich nicht aller Glanz, nachdem so Furchtbares geschehen ist?« fragen sie. Und weiter: »Wie können Deutsche nur leben, wenn sie an diesen Verlust denken! Ihr Bestes haben sie in diesen beiden verloren und Schmach geerntet. Nehmen sie nicht bald Rache, so sind sie entehrt!«

Wie die Ghibellinen so empfinden wohl auch die staufisch gesinnten Kreise Süddeutschlands und die rheinischen Reichsstädte. Tiefe Trauer herrscht in Straßburg und Worms. Aber im Südosten des Reiches, in Böhmen, ist man seit langem stauferfeindlich eingestellt. Und auch in Nord- und Mitteldeutschland bleibt man am Schicksal Konradins ohne tiefere Anteilnahme.

Die meisten deutschen Fürsten haben eben an einer Wiederherstellung des deutschen Kaisertums kein Interesse mehr. Nach dem Tode Kaiser Friedrichs II. mußte sein Sohn Konrad IV. ohne nennenswerte Hilfe nach Italien ziehen. Schon 1254 starb er in Neapel. Damals war Konradin zwei Jahre alt. Die deutschen Kurfürsten von Köln, Mainz und von der Pfalz wollten einen schwachen König, der ihnen möglichst wenig in ihre eigenen Interessen hineinredete. So wählten sie den Engländer Richard von Cornwall. Ihm stellten die Kurfürsten von Trier, Sachsen und Brandenburg als Gegenkönig Alfons X. von Kastilien entgegen. Beide ›Könige‹ haben sich um Deutschland kaum gekümmert.

Im vergangenen Herbst konnte endlich der junge Konradin daran denken, sein Erbe anzutreten. Sein Auftreten in Italien rief zunächst einen allgemeinen Abfall von dem verhaßten Regiment Karls von Anjou hervor, der vom Papst zum Herrn von Neapel-Sizilien gemacht worden war. Während der Papst nach Viterbo flüchtete, konnte Konradin in Rom unter dem Jubel des Volkes seinen Einzug halten. Mit berauschendem Prunk wurde der Jüngling empfangen. Schon wurde er auf dem Kapitol zum Imperator ausgerufen. Und nur eines einzigen Schlachtensieges hätte es bedurft, um Ruhm und Glanz der Hohenstaufen wiederherzustellen. Da wendete sich bei Tagliacozzo sein Schicksal. Von Giovanni Frangipani wurde er gefangengenommen und an Karl von Anjou regelrecht verkauft. Sein Tod wirft über die Zukunft des deutschen Reiches dunkle Schatten.

Reichtum durch Fisch und Pelze

Von unserem Berichterstatter

London, 1266

Nach den Hamburgern haben nun auch die Lübecker das Recht erhalten, in London ihre eigene ›Hanse‹ zu bilden. Das heißt, daß nun auch Lübecker Kaufleute in England Handels- und Zollprivilegien haben.

Damit ist der Lübecker Handel nicht mehr nur auf die Ostsee beschränkt. Seit der Schlacht von Bornhöved im Jahre 1227, in der die Dänen von den Deutschen zurückgeschlagen wurden, hatte Lübeck für seinen Osthandel freie Bahn. In jener Schlacht wurde der Grund gelegt für Lübecks Führerstellung in der Gemeinschaft der ›Kaufleute des Römischen Reiches‹. Die Lübecker Kaufleute sind reich geworden durch den Handel mit Stockfisch, der als billige Fastenspeise sehr beliebt ist. Aus Nowgorod, wo sie schon seit Jahrzehnten eine Handelsniederlassung haben, holen sie mit ihren Schiffen, den seetüchtigen, dickbäuchigen Koggen, vor allem Pelze wie Hermelin und Biber.

An unsere Leser

Recht und Ordnung

Er hätte auch siegen können, der letzte Hohenstaufe, dieser strahlende Jüngling, den die Römer mit so ungeheurem Jubel empfingen und auf den die Ghibellinen so viel Hoffnung gesetzt hatten, die Hoffnung auf eine Wiederherstellung von Recht und Ordnung in Italien. Er hätte siegen können, der junge Konradin; sein Sieg war sogar wahrscheinlicher als seine Niederlage. Und dann wäre das Geschlecht der Hohenstaufen und mit ihm das deutsche Reich vielleicht noch einmal in all seinem Glanz aufgestiegen.

Aber in der Geschichte gibt es kein Wenn. Konradin hat nicht gesiegt. Und der Auflösungsprozeß des Reiches geht weiter. Das ist für Deutschland die kaiserlose, die schreckliche Zeit. Es ist eine Zeit des Chaos, eine Zeit ohne Recht. Der Wehrlose wird rücksichtslos an die Wand gedrückt. Wer in solcher Zeit am Leben bleiben will, der muß sich selber helfen.

Das ist das Gebot der Stunde. Es hat viele Auswirkungen. Eine sind zum Beispiel die Raubritter. Sie schlagen aus dem rechtlosen Zustand Profit. Sie erpressen die Kaufleute, zwingen sie zur Zahlung von Weg- und Brückenzöllen. Um ihnen nicht völlig wehrlos gegenüberzustehen, schließen sich die Kaufleute zu Gemeinschaften und Bünden zusammen.

Eben dies tun auch die Städte. Auch sie wissen: Wer sich heute auf das Recht verläßt, der ist verloren. So greifen auch die Städte zur Selbsthilfe. Sie verschanzen sich hinter hohen Mauern oder sie schließen sich mit andern Städten zu Bünden zusammen. Es kommt darauf an, stark zu sein in solcher Zeit. Denn was gilt, ist das Recht des Stärkeren.

Und wenn er doch gesiegt hätte, jener Jüngling? Wäre dann das Recht nicht mit Füßen getreten worden? — Vielleicht. Aber seine Herrschaft wäre immer nur ein Nachspiel gewesen. Denn die Zeit des Kaisertums ist abgelaufen. Europa muß neue Wege finden, um Recht und Ordnung wiederherzustellen.

Mongolen bauen in Peking

In China kamen Kanonen mit Pulverladung zum Einsatz

Von unserem Sonderberichterstatter

Peking, 1268

Paläste von einer Größe und Pracht, wie China sie bisher nicht gesehen hat, sind während der letzten Jahre in Peking entstanden. Den Befehl zum Wiederaufbau der Stadt gab der Mongolenherrscher Kublai-Khan, ein Enkel von Dschingis-Khan. Er hat Peking, das die Mongolen noch unter Dschingis-Khan im Jahre 1215 erobert und zerstört hatten, zur Hauptstadt seines Reiches gemacht. Kublais Reich — es umfaßt ganz China — ist innerhalb des mongolischen Gesamtreiches ein ziemlich selbständiges Dominium mit eigenen Gesetzen.



Kublai, der Großkhan

Peking ist nur etwa 60 Kilometer von der Großen Mauer entfernt. Wegen dieser günstigen Lage machte Kublai es zu seiner Hauptstadt. Der Großkhan und sein Hof können im Sommer, wenn ihnen China zu warm und zu feucht wird, leicht in ihre nahegelegene Heimat, die Mongolei, ziehen. Auch bleibt hier der Kontakt mit dem übrigen Mongolenreich gut erhalten. Um Peking zu einer repräsentativen Stadt zu machen, befahl Kublai, riesige Paläste anzulegen. Geld ist für die Prunkbauten genug vorhanden; auf ihren vielen Kriegszügen haben die Mongolen immer reiche Beute gemacht.

Als Arbeitskräfte haben die Mongolen sich aus weiten Teilen des Landes chinesische Bauern geholt. Es sind meist sehr arme Bauern, und während sie hier in Peking die harte Zwangsarbeit verrichten müssen, verkommen ihre Felder, die sie unbestellt zurücklassen mußten. Die reichen Bauern können sich von der Zwangsarbeit freikaufen.

Die Mongolen brauchten für die Eroberung Chinas nicht sehr lange. Ihre großen Erfolge sind auf ihre ausgezeichnete militärische Organisation und ihre moderne technische Ausrüstung zurückzuführen. Bei der Belagerung von Städten haben sie Kanonen benutzt. Diese entscheidende Waffe übernahmen sie von den Chinesen. Schon seit mehreren hundert Jahren haben die Chinesen Kanonen, die Steine von etwa 100 Kilogramm 400 Meter weit schießen. Neuerdings verwenden die Chinesen Kanonen, die mit einer Pulverladung schießen. Solche Pulvergeschütze haben auch die Mongolen eingesetzt.

Die Pläne zur Eroberung des chinesischen Reiches hatte der in der ganzen Welt gefürchtete Dschingis-Khan ausgearbeitet. Er war ein glänzender Organisator und Staatsmann. Sein Reich erstreckte sich von Polen bis nach China. Auch die Russen hatte er besiegt. Auf seinem Feldzug gegen die Chinesen ist Dschingis-Khan, der sich zur Weltherrschaft berufen fühlte, im Alter von etwa 71 Jahren gestorben. Das war im Jahre 1227. Niemand sollte vom Tod des gewaltigen Herrschers erfahren. Heimlich wurde der Tote in die Mongolei gebracht. Es heißt, daß jeder, der der Eskorte seines Leichenzuges begegnete, getötet wurde. Erst als der Zug die große Orda an den Quellen des Kerulen erreicht hatte, gab man Dschingis-Khans Tod bekannt. Die Eroberung Chinas wurde von seinen Söhnen fortgesetzt.

Weil die Mongolen und ihre Hilfsvölker in China nur eine Minderheit darstellen, ließ Kublai-Khan ein Nationalitätengesetz ausarbeiten. Danach werden die Einwohner Chinas in vier Gruppen geteilt: Mongolen, mittelasiatische Hilfsvölker, Nordchinesen, Südchinesen. Die Mongolen, die die Herrenschicht bilden, sind soldatisch organisiert. Alle höheren Regierungsämter bleiben in ihren Händen. Während die Angehörigen der Hilfsvölker auch Soldaten werden können, ist den Chinesen das Waffentragen verboten. Auch ist es ihnen nicht erlaubt, die mongolische Sprache zu erlernen; auf diese Weise soll ihnen der Weg in die Ämter von vornherein verschlossen sein. Verboten sind auch Heiraten zwischen Mongolen und Chinesen. Das befahl Kublai, der Großkhan.



Weithin sichtbar ist das große Tor von Peking

Was man wissen muß

Teodorico Borgognoni, der Bischof von Bitonto, hat ein Lehrbuch der Chirurgie herausgegeben.

* * *

In vielen Städten Westeuropas müssen die Juden jetzt in abgetrennten Stadtteilen, sogenannten Gettos, wohnen. Häufig hört man jetzt von Judenverfolgungen; sie sind eine Folge des durch die Kreuzzüge verschärften Kampfes der Christen gegen Andersgläubige.

* * *

An Stelle der Ganztaufe setzt sich in der katholischen Kirche immer mehr die Taufe durch Benetzen mit Wasser durch.

* * *

In Augsburg wird Baumwolle verarbeitet. Die Baumwolle kam mit den Arabern nach Europa.

* * *

Der Konsum an Brot ist in letzter Zeit sehr gestiegen. Aber die Breinahrung steht noch immer weit an erster Stelle.

* * *

In Inquisitionsprozessen wird neuerdings häufig die Folter angewandt.

* * *

Der Hofkaplan Robert de Sorbon hat in Paris eine Theologenschule gegründet.

* * *

Die belgische Stadt Dinant hat eine bedeutende Messingwaren-Industrie.

* * *

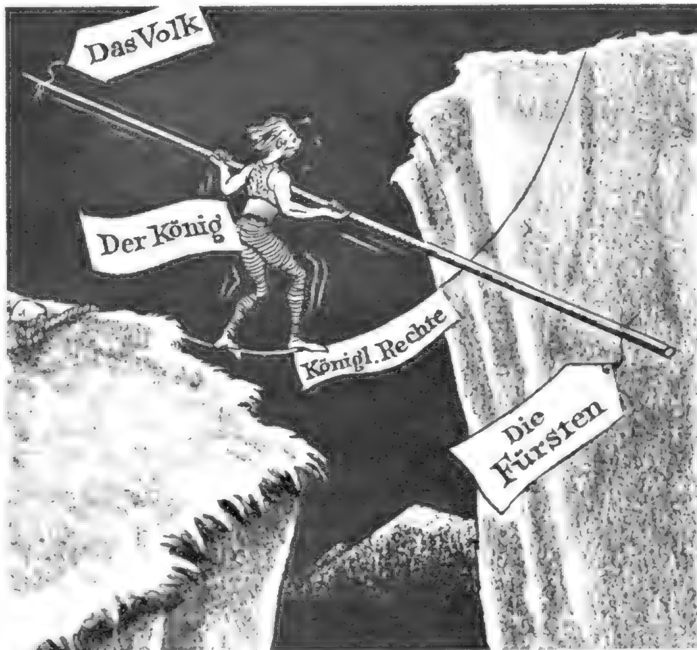
›Hofzuchten‹, das sind Bücher, in denen beschrieben wird, wie man sich bei Hofe, besonders bei Tisch, benehmen muß, sind augenblicklich stark gefragt.

Berlin: Fester Preis für Brot

Von unserem Berichterstatter

Berlin, 1272

Die Preise für Brot und alle anderen Produkte der Berliner Bäckereien wurden jetzt gesetzlich verankert. Hinter dieser Maßnahme steht die Berliner Bäckerinnung, die erst vor einigen Monaten ins Leben gerufen wurde. Kürzlich hatte die Innung eine Bestimmung herausgebracht, nach der jeder Bäcker, der in Berlin zugelassen und in die Innung aufgenommen werden will, als Befähigungsnachweis eine Brotbackprobe ablegen muß.



Ein gefährlicher Balance-Akt

Er war Rußlands Sonne

Großfürst Alexander Newskij ist tot

Von unserem Berichterstatter

Wladimir (Rußland), 1263

»Die Sonne Rußlands ist untergegangen!« Mit diesen Worten begann der Metropolit Kyrill in der Kathedrale zu Wladimir seine Bekanntmachung vom Tod Alexander Newskijs, des Großfürsten von Wladimir. Alexander, der in Rußland als Nationalheld verehrt wird, starb auf der Rückreise vom Hauptquartier der Mongolen, die zur Zeit die Herren Rußlands sind.

Alexander wurde im Jahre 1220 geboren. Er übernahm das Fürstentum Wladimir nach dem Tode seines älteren Bruders, der 1246 am Hof des Großkhans vergiftet worden war. Schon zehn Jahre vorher hatte Alexander sich seinen Namen verdient, als er an der Newa den schwedischen General Birger Jarl besiegte. Der Schwede war auf Geheiß des Papstes als Kreuzfahrer gegen die orthodoxe Kirche in Rußland eingedrungen. Bei diesem großen Sieg an der Newa erhielt Alexander den Beinamen Newskij. Sechs Jahre später schlug er auf dem Eis des Peipussees einen Angriff des deutschen Schwertritterordens zurück. Und im Jahre 1245 siegte Alexander über litauische Eindringlinge.

Als aber die Mongolen in Rußland einfielen, sprach Alexander sich gegen einen kriegerischen Widerstand aus. Immer wieder wies er darauf hin, daß die Russen den Mongolen an Kampfkraft weit unterlegen seien. Deswegen war er hier für den Weg diplomatischer Verhandlungen, das heißt, er war dafür, die von den Mongolen geforderten Tributzahlungen pünktlich zu erfüllen. Am mongolischen Hof genoß Alexander großes Ansehen, und die Mongolen waren es, die ihn zum Großfürsten aller Russen ernannten.

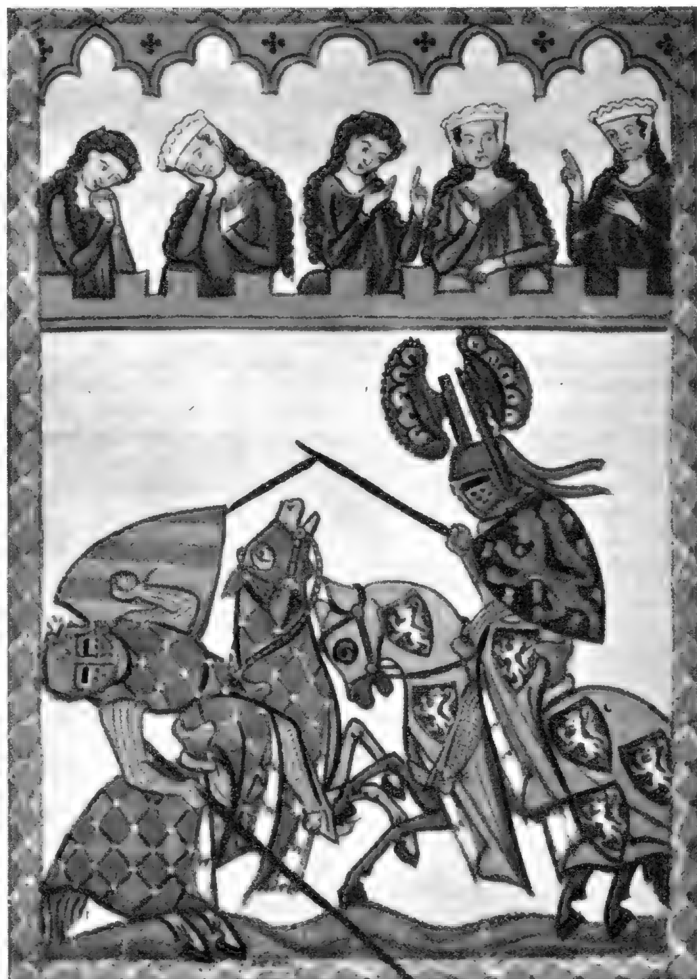
Königsberg in Preußen

Nachrichtendienst der G. d. M.

In Preußen, 1255

König Ottokar II. Przemysl von Böhmen hat auf einem Kreuzzug gegen die Preußen eine Burg gegründet, die ihm zu Ehren den Namen Königsberg erhielt.

Die von den Deutschen Ordensrittern begonnene Eroberung Preußens macht jetzt wieder rasche Fortschritte. Durch den Mongolensturm im Jahre 1241 war die Herrschaft des Ordens in den schon eroberten Gebieten in eine schwere Krise geraten. Die von den Rittern nicht immer glimpflich behandelten Preußen hatten sich erhoben, und nur nach mehrjährigen harten Kämpfen konnte die Ordensherrschaft von den Rittern wiederhergestellt werden.



Philosoph Thomas von Aquin

Aristoteles in die christliche Gedankenwelt übernommen

Von unserem Mitarbeiter für Philosophie

Neapel, 1272

›Summa theologica‹ soll das Werk heißen, das der große Philosoph und Theologe Thomas von Aquin nun bald zum Abschluß bringen will. Es soll die Ernte seines Lebens sein, die Summe dessen, was dieser wohl größte Denker unserer Zeit in den vielen Jahren seines Lehrens und Lernens durchdacht hat.

Auch in der ›Summa theologica‹, seinem zweiten großen Werk, ist der Grundgedanke, daß der Theologie als der Glaubenswissenschaft vor der Philosophie die Führung zukommt. Das bedeutet, daß Thomas die Philosophie als das natürliche Denken neben der Theologie bestehen läßt, oder genauer: er versucht, die Philosophie in seine ›Summa theologica‹, das heißt in sein theologisches System, hineinzunehmen. Dabei geht es ihm besonders um die Lehre des Aristoteles. Sie will er von allem Heidnischen reinigen und mit dem Weltbild der christlichen Kirche verschmelzen.

Mit diesem Anliegen steht Thomas von Aquin in der Tradition der Scholastiker. Schon Johann Scotus Eriugena, Anselm von Canterbury und Abaelard hatten sich bemüht, einige Denker des Altertums und auch die alten Kirchenlehrer mit den katholischen Glaubenssätzen in Einklang zu bringen. Als ›Scholastiker‹ bezeichnet man alle jene Denker, die die Philosophie oder die Theologie schulmäßig betreiben. In streng geschlossenen Schulen werden die Erkenntnisse vermittelt.

Dieser Schulbetrieb bestimmt das Denken; das Individuum, die Persönlichkeit, tritt hinter die Schule zurück. So entsteht der heute so weit verbreitete abstrakte, unpersönliche Ton. Dieses abstrakte Denken ruft nun als Gegenspieler und zugleich als Ergänzung die Mystik hervor, das heißt eine Form des individuellen, des subjektiven Denkens und Lebens. Beide Richtungen ergänzen sich in Thomas von Aquin: Er, der größte Scholastiker, ist zugleich berührt von mystischem Geist.

Thomas von Aquin wurde 1225 in der Burg Roccasecca in der Nähe des Dorfes Aquino, Provinz Neapel, geboren. Er entstammte einer adligen Familie und erhielt seine Grundausbildung in Monte Cassino. Im Alter von 14 Jahren begann er an der Universität Neapel mit dem Studium der Künste. Fünf Jahre später wurde er trotz des Einspruchs seiner Familie Dominikanermönch.

Mit 20 Jahren ging er nach Paris, um dort unter Albertus Magnus zu studieren, mit dem er dann in Paris und in Köln zusammen arbeitete. Von Albertus empfing Thomas sein Interesse für Aristoteles und seine großen Kenntnisse über aristotelisches Denken.

Thomas lehrt, daß das ewige Leben das endliche Ziel des Menschen sei. Die Glückseligkeit des Menschen bestehe deshalb in der Gotteserkenntnis.

Er sagt: Alles Ewige ist notwendig. Alles Unvollkommene strebt zur Vollendung. Der Ursprung alles Unvollkommenen liegt notwendig in einem Vollkommenen. Aller Anfang ist hingeordnet auf Vollendung. Das gilt sowohl von dem, was naturhaft geschieht, als auch von dem, was durch die Kunst geschaffen wird. Je höher der Rang, den ein Wesen im All innehat, desto mehr ist es notwendig, daß es teilhabe an jener Ordnung, in welcher das Gut des Alls beruht.

Er nimmt auch ausführlich Stellung zu den praktischen Problemen dieser Welt. Er weist darauf hin, daß der Mensch von Natur aus ein geselliges Wesen und der Staat deshalb eine Notwendigkeit ist. Die Obrigkeit, argumentiert er, kommt von Gott und ist gewissen auserwählten Personen übertragen worden mit Zustimmung des Volkes, das ein Recht habe, sich gegen Unterdrückung zu wehren. Alle Menschen, sagte er, haben von Natur aus gleiche Rechte, und der Staat bestehe, um die Wohlfahrt des einzelnen zu fördern. Keineswegs aber sei es die Aufgabe des einzelnen, die Wohlfahrt des Staates zu fördern.



Der Philosoph Thomas von Aquin

Privatbesitz stehe im Einklang mit dem Naturgesetz. Die Besitzenden sollten jedoch ihren Überfluß mit den Bedürftigen teilen. Der Gewinn sei ein gerechter Lohn für Arbeit und Risiko. Staat und Kirche sollten darauf achten, daß jede Familie genug irdische Güter besitzt, um gesunden Kindern das Leben schenken zu können.

Die Brüder Polo waren in Peking

Von unserem Berichterstatter

Venedig, 1271

Aus Peking, der Hauptstadt des mongolischen China, wo Kublai-Khan herrscht, sind soeben die Brüder Nicolo und Maffeo Polo zurückgekehrt. Zufällig nach Peking verschlagen, waren sie Gäste am prunkvollen Hofe Kublai-Khans gewesen. Der Großkhan hat den beiden Kaufleuten den Auftrag gegeben, ihm bei ihrer nächsten Pekingreise vom Papst einige hundert Lehrer mitzubringen, die mit der christlichen Lehre und mit den sieben Künsten vertraut sind.

Die Brüder wollen in zwei oder drei Jahren wieder nach Peking fahren und dann auch Nicolos Sohn, den jetzt 14jährigen Marco Polo, mitnehmen. Auch wollen sie dem Wunsch des Großkhans entsprechen und einige Missionare mit nach Peking nehmen. In Rom macht man sich bereits Gedanken, ob der mongolische Großkhan etwa die Absicht haben könne, zum Christentum überzutreten.

Auf ihrem Weg von ihrer Faktorei auf der Krim zu dem mongolischen Unterführer in Sarai waren die Brüder Polo infolge kriegerischer Wirren nach Buchara abgedrängt worden. Dort hatten sie sich einer Gesandtschaft angeschlossen, die zum Großkhan reiste. Für den Rückweg gab Kublai den Venezianern eine goldene Befehlstafel mit, die ihnen in ganz Asien Reit- und Packtiere und Begleitmannschaften verschaffte.

Turniere um die Ehre

Ritter kämpfen mit stumpfen Waffen

Außerordentlich beliebt sind in fast ganz Europa die ritterlichen Turniere. Ursprünglich in Frankreich zu Hause, werden sie seit etwa 150 Jahren auch in Deutschland sehr häufig veranstaltet. Das Turnier ist ein ritterliches Spiel zu Pferde, bei dem es darum geht, Ritterlichkeit und Geschicklichkeit zu zeigen.

Die Spiele finden meist vor vielen Zuschauern statt. Besonders die Damen sehen den Wettkämpfen gern zu. Wird doch auch manches Turnier eigens für Damen ausgefochten. Noch immer ist es ja Mode, daß ein Ritter eine Dame haben muß, der er dient, indem er für sie im Turnier kämpft. Sieger ist derjenige, der am elegantesten kämpft und reitet. Für seinen Sieg kann er einen Preis erhalten, wobei es indessen als Hauptlohn gilt, der geschickteste Turnierer genannt zu werden. Doch gibt es auch Turniere, in denen der Sieger Rüstung und Pferd seines Gegners als Beute erhält, ja vielleicht gar den Verlierer als seinen Gefangenen ansehen kann, wenn dieser sich nicht durch ein Lösegeld freikauft. Bei solchen Kämpfen geht es oft heiß her. Und nicht selten werden Verwundete und gar Tote vom Kampfplatz getragen. Eben deswegen haben die Päpste die Turniere bereits mehrfach verboten.

Aber glücklicherweise sind solche Zwischenfälle eben doch nur Ausnahmen. Richtig ist es, wenn das Turnier als freies künstlerisches Spiel verstanden wird, in dem es nur um die Ehre geht. Dabei kämpfen die Ritter mit unschädlichen Waffen, mit stumpfen Speeren und stumpfen Schwertern, wobei das Hauptgewicht auf dem kunstgemäßen Reiten liegt.

Der Tannhäuser ist tot

Von unserem Berichterstatter

Braunschweig, 1271

Nach einem abenteuerlichen Leben ist der deutsche Lyriker Der Tannhäuser gestorben. Seine Dichtung — es sind Tanz- und Minnelieder — läßt erkennen, daß Zucht und Maß, die so lange gültig waren, sich nun aufgelöst haben. Den Minnesang, der noch vor wenigen Jahren, als noch die Hohenstaufen regierten, gepflegt wurde, war dem Tannhäuser nur noch Gegenstand der Parodie.

Kreuzzüge schufen die Brücke zwischen Ost und West

Bunte Welt des Orients

Venedig, 1265

Daß die Welt größer geworden ist, daß wir heute sehr viel mehr wissen als vor 150 Jahren, in der Philosophie und in der Medizin, daß wir Zucker und Zitronen und tausend andere Dinge haben — das alles ist eine Folge der Kreuzzüge ins Heilige Land.

Aus religiösen Gründen bekämpften die Kreuzfahrer die Ungläubigen; aber es dauerte nicht lange, da bewunderten die europäischen Ritter die Welt des Islams. Viele begannen, sich orientalisch zu kleiden, denn ihre abendländische Tracht war in jenem Klima höchst unpraktisch. Aus ähnlichen Gründen übernahmen sie orientalische Bauweise und Möbel. Auch fanden sie rasch Gefallen an orientalischen Speisen.

Der Luxus all dieser Dinge übertraf bei weitem das, was sie in ihrer Heimat gekannt hatten. Die Versorgung Europas mit diesen Luxusgütern ließ dann den Handel aufblühen wie nie zuvor.

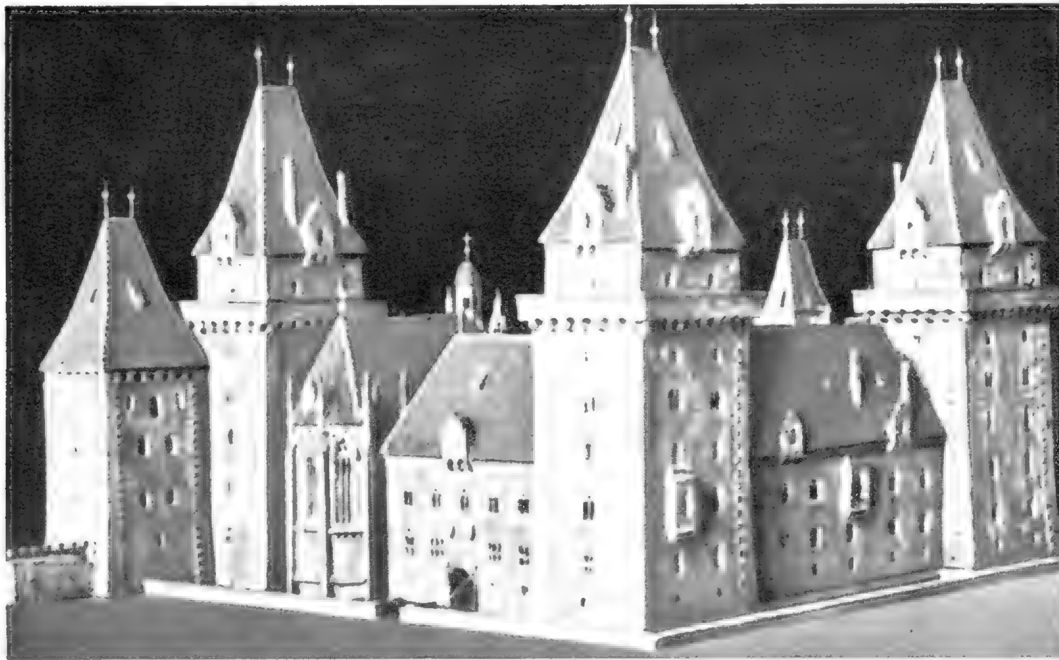
Die Liste orientalischer Erzeugnisse, die neuerdings fast unentbehrlich geworden sind für den wohlhabenden europäischen Haushalt, ist sehr lang. Es stehen Dinge darauf wie Zucker, Mais, Zitronen, Melonen, Knoblauch, Baumwollstoffe, Musselin, Damasttücher, Lila- und Purpurfarbstoffe und Glasspiegel.

Die Kaufleute sorgten für eine rasche Überwindung der trennenden Mauern zwischen Christen und Muselmanen. Alte Kontakte lebten wieder auf, neue wurden geschaffen. Beide Seiten gaben Passierscheine und Geleitbriefe aus, um den Geschäftsverkehr zu erleichtern. Bald schon errichteten mohammedanische Kaufleute Filialen in Städten, die von den Christen beherrscht wurden.

Die Kaufherren der italienischen Städte konnten ein gewaltiges Anwachsen ihres Handels feststellen, vor allem die Venezianer, seit langem schon führend im Orienthandel. Über Venedig und den Brenner und über den Rhein gelangt östliche Handelsware nach Westeuropa. Mit der Bedeutung des Handels wuchs zugleich die Bedeutung der europäischen Städte, in denen die Kaufleute ihre Niederlassung errichteten.



Der chinesische Maler Chao Mêng-fu zeichnete dieses Pferdebild. Ein Vergleich mit dem europäischen Bild oben links läßt erkennen, wie ganz anders die Chinesen die Dinge sehen und darstellen.



Die Wiener Burg, von den Babenbergern erbaut, ist heute im Besitz König Ottokars von Böhmen

König Ludwig von Frankreich †

Karl von Anjou beansprucht als Erbe der Hohenstaufen Jerusalem

Von unserem Berichterstatter

Tunis, 25. August 1270

König Ludwig IX. von Frankreich ist heute vor der afrikanischen Stadt Tunis an einer Seuche gestorben. Ludwig, der den Beinamen der Heilige trug, stand an der Spitze eines Kreuzzugs, den er nach Jerusalem führen wollte.

König Ludwig aus dem Hause der Kapetinger genoß im ganzen Abendland hohes Ansehen. Im Jahre 1226 war er König geworden. In den ersten Jahren stand er unter der Vormundschaft seiner klugen und tatkräftigen Mutter Blanka von Kastilien. Unter Ludwig wurde Frankreich zur ersten Macht Europas. Der streng rechtlich denkende König vertrat energisch die Interessen der Monarchie. Er hat die Monarchie gestärkt, indem er die an die Krone zurückgefallenen Lehen nicht wieder ausgab, sondern sie mit der Krondomäne vereinigte. Das ist ein Weg, der zum Beispiel den deutschen Königen versperrt ist; sie sind gesetzlich gezwungen, jedes Lehen sofort wieder auszugeben. Der Leihezwang war ja einer der stärksten Schläge, die von den deutschen Fürsten gegen das Königtum geführt wurden. Die französischen Könige hingegen konnten durch das Heimfallrecht immer stärker auf eine zentralistische Königsherrschaft hinarbeiten.

Genauso erfolgreich wie in der Innenpolitik war Ludwig im Streit gegen England. Die langjährige Auseinandersetzung mit den Engländern konnte 1259 im Frieden zu Paris endlich beigelegt werden. Gegen kleine territoriale Entschädigungen erkannte der englische König den Verlust aller Festlandbesitzungen nördlich der Charente an und leistete für das ihm verbleibende Herzogtum Guyenne mit der Hauptstadt Bordeaux den Lehnseid.

Ohne Erfolge aber blieb Ludwig IX. auf seinen Kreuzzügen. Im Jahre 1248 fuhr er über Zypern nach Ägypten, um die Sarazenenherrschaft in ihrem Hauptsitz zu vernichten. Im Frühjahr 1249 nahm er Damiette. Aber auf dem Wege nach Kairo wurde er geschlagen und geriet mit dem ganzen französischen Heer in Gefangenschaft. Für die Freilassung mußte ein sehr hohes Lösegeld gezahlt werden. Dann fuhr Ludwig nach Palästina, wo er Akkon und andere Küstenstädte befestigte, um dann 1254 nach Frankreich zurückzukehren.

Daß König Ludwig, wenn auch gegen ein hohes Lösegeld von den Sarazenen wieder freigelassen worden war, daran dachte man besonders vor zwei Jahren, als Ludwigs jüngster Bruder, Karl von Anjou, den letzten Hohenstaufen wie einen Verbrecher hinrichten ließ. Die Sarazenen — so sagte man zu Recht — hatten sich wie Ritter verhalten; der Bruder des Königs von Frankreich aber trat als unmenschlicher Usurpator auf.

In diesem Jahr veranstaltete Ludwig noch einmal einen Kreuzzug. Unter Bibars hatten Ägypten und Syrien sich vereinigt. Und Bibars wollte nun auch die Reste des Königreichs Jerusalem einstecken. Das aber wollte Karl von Anjou, der jetzt König Karl I. von Neapel heißt, verhindern; als Nachfolger der Hohenstaufen will er auch deren Rechte in Jerusalem antreten. So überredete er seinen Bruder zu diesem Kreuzzug.

Auch Bürger im Parlament

England besinnt sich auf seine Insellage

Von unserem Berichterstatter

London, 1265

England hat jetzt ein ›Parlament‹. ›Parlamentum‹ heißt Besprechung, Versammlung. Es ist eine Versammlung von gewählten Vertretern aller Stände, die dem König beratend zur Seite steht. Simon von Montfort, der englische Reichsprotektor und Führer des niederen englischen Adels, hat die seit ein paar Jahren bestehende ›Große Ratsversammlung‹ um Vertreter der Städte erweitert. Zum erstenmal haben damit auch Bürger Einfluß auf die Regierung.

Diese Entwicklung begann schon 1215 mit der Magna Charta, in der die Barone sich ihre Freiheit und ein Recht zur Opposition verbriefen ließen. Aus dem in der Magna Charta verankerten Mitspracherecht der Barone entwickelte sich die ›Große Ratsversammlung‹.

Die Entwicklung zur parlamentarischen Verfassung geht in England Hand in Hand mit der Ausbildung des Nationalgefühls. Die Magna Charta und das Parlament sind die Antwort der englischen Großen und des englischen Volkes auf die bisherige Politik ihrer Könige. König Johann ohne Land, der die Magna Charta unterschreiben mußte, und Heinrich III., der jetzige englische König, haben sich allzusehr vor die Weltherrschaftsidee der Päpste spannen lassen. Diese enge Verbindung von Papst und König hielten die englischen Großen für verhängnisvoll. Anders als der König, der noch immer nicht seinen Anspruch auf die Normandie aufgeben will, steht der größte Teil des englischen Adels auf dem Standpunkt, daß England sich auf seine insulare Lage besinnen sollte.



Im Straßburger Münster wurden jetzt Glasfenster mit den Bildern von 28 deutschen Kaisern und Königen angebracht. Hier Heinrich II.

Letzte Meldung:

Rudolf von Habsburg jetzt deutscher König

Von unserem Sonderberichterstatter

Aachen, 24. Oktober 1273

Deutschland hat endlich wieder einen König. In Aachen ist heute Graf Rudolf von Habsburg gekrönt worden. Die Wahl des Habsburgers war am 1. Oktober in Frankfurt erfolgt. Damit ist die Zeit des Interregnums, die im Jahre 1250 begann, als Kaiser Friedrich II. starb, vorüber. Allenthalben wird die Hoffnung ausgesprochen, daß in Deutschland nun endlich wieder Recht und Ordnung einziehen werden.

Im April 1272 war der Engländer Richard von Cornwall, der den Titel eines deutschen Königs innehatte, gestorben. Zwar gab es — jedenfalls dem Namen nach — noch einen deutschen Gegenkönig, nämlich Alfons X. von Kastilien, aber der Kastilier hatte sich niemals um Deutschland gekümmert. Auch Papst Gregor X. dachte an eine neue Wahl. Sein Hauptziel ist ein neuer Kreuzzug, und deswegen wünscht er einen handlungsfähigen deutschen König, denn der Franzose ist ihm allmählich zu stark geworden.

Wenn die deutschen Kurfürsten jetzt Rudolf von Habsburg gewählt haben, dann sind sie damit an dem stärksten Kandidaten vorübergegangen. Der mächtigste Mann in Deutschland ist der König von Böhmen, Ottokar II. Aber die Kurfürsten wollen ja keinen mächtigen deutschen König. So suchten sie aus den kleineren Dynastien einen tüchtigen Mann heraus, von dem sie erwarten, daß er Ordnung hält, ohne ihnen selbst gefährlich zu werden. Ihre Wahl fiel auf den Haudegen Rudolf von Habsburg, dem der Sundgau im Elsaß und der Aargau und Thurgau in der Schweiz gehören. Auf diesen begüterten, ja reichen Mann, der sich als tapfer und klug bewährt hat und nicht mehr ganz jung ist, hatte Burggraf Friedrich III. von Nürnberg, aus dem Hause Hohenzollern, die Kurfürsten aufmerksam gemacht. Der Erzbischof von Mainz war mit dem Vorschlag einverstanden; er hatte den Habsburger kennengelernt, als dieser ihn nach Italien geleitete. Und er sagte, Großmut und Weisheit seien wichtiger als Macht, und er brachte auch die beiden anderen Erzbischöfe auf seine Seite. Die weltlichen Kurfürsten waren ebenfalls bald gewonnen. Ihnen mußte Rudolf zusagen, sich bei wichtigen Entscheidungen in sogenannten Willebriefen ihre Zustimmung zu holen. Und auf noch andere Weise gewann der kluge Habsburger seine Wähler: Er hat sieben heiratsfähige Töchter. Drei von ihnen wurden für die Kurfürsten von Pfalz, Sachsen und Brandenburg bestimmt.

Ottokar blieb abseits

Abseits blieb nur der siebte Kurfürst: König Ottokar von Böhmen. Er wollte selber deutscher König werden. Aber er ist den Kurfürsten zu mächtig. Ihm gehören außer Böhmen und Mähren Österreich, die Steiermark, Kärnten und Krain. Der Böhme wurde auch von Papst Gregor nicht begünstigt, da er gerade in einen Krieg mit Ungarn verwickelt ist und so den allgemeinen Frieden im Abendland stört.

Rudolf und seine Anhänger waren alle getreue Anhänger der Hohenstaufen gewesen. Trotzdem hatte der Papst gegen Rudolfs Wahl nichts einzuwenden. Als sie ihm angezeigt wurde, erkannte er sie an. Das bedeutet aber nichts anderes, als daß endlich Frieden geschlossen wurde zwischen Rom und der alten staufischen Partei in Deutschland. Während der Papst den einst über die Anhänger Konradins verhängten Bann aufhob, verkündigte der neue deutsche König nun eine Amnestie für alle, die einst Feinde Kaiser Friedrichs gewesen waren. So scheinen die alten Gegensätze endlich überwunden zu sein.

Im Interesse des Papstes

Es ist ein zerrissenes Deutschland, an dessen Spitze Rudolf von Habsburg jetzt steht. Das Reich hat sich nahezu aufgelöst. Von der einstigen Trias des Imperiums, der Vereinigung der drei Reiche Deutschland, Burgund, Italien, ist schon längst nicht mehr die Rede. Und Deutschland ist zersplittert in eine Vielzahl von kleinen Ländern. Dabei denkt jeder Landesherr nur an sich. Es ist eine Zeit der Rechtlosigkeit, in der der Schwächere rücksichtslos an die Wand gedrückt wird und der Wehrlose unter die Räder kommt. Viele Ritter, die jetzt nichts mehr zu tun haben, weil es Italienzüge und Kreuzzüge für sie nicht mehr gibt, sind zu Raubrittern geworden. An den Handelsstraßen haben sie ihre Burgen und Raubnester errichtet und erpressen nun von den vorüberkommenden Handelskarawanen Wegezölle.

In solcher Zeit dachten die deutschen Fürsten schließlich daran, wieder einen König zu wählen, damit der Friede innerhalb des Landes wiederhergestellt würde.

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 40

Die ›Uhr im Kopf‹

Herr Dr. Clauser wird in dem Aufsatz in Nr. 4 als ›geschworener Feind des Schlafes‹ bezeichnet. Ich erlaube mir zu bemerken, daß der Schlaf eine Notwendigkeit ist, da in ihm der Mensch sein durch die Fülle der Sinneseinwirkungen ermüdetes Unterbewußtsein wieder aktiviert. Nach Dr. Clauser ist der Tod ohne Inhalt, d. h. mit seinem Eintritt verlöschen jegliche Seinsoffenbarungen. (Der Film reißt — die Leinwand ist leer.) Daher kostet er sein Bewußtsein soviel als möglich aus. Damit stellt er sich in die Reihe der Fridericus Rex, Napoleon Bonaparte und Adolf Hitler; mehr oder minder geistreiche Verfechter des Materialismus, aber bündelweise mit Komplexen behaftet und von ihren Ideen gehetzt. — »Ein Atemzug«, antwortete Buddha, als er über die Zeitdauer des Menschenlebens befragt wurde.

Gernot HANEMANN, Salzburg

Ich war Schrankenwärter und hatte oft geteilten Dienst: von 4.30 bis 8.00 Uhr und von 16.30 bis 20 Uhr. Ich habe mich in dieser Zeit nicht einmal verschlafen. Ich ging mit dem Gedanken ins Bett: um 3.30 Uhr mußt du aufstehen. Und zehn Minuten vor der Zeit wurde ich wach. So geht es mir heute noch, wo ich als Pensionär lebe.

Heinrich HUES, Siegburg

Ich stelle meinen Wecker früh auf halb sieben, muß aber erst um sieben aufstehen. Den Wecker höre ich nie, werde aber Punkt sieben durch das Rumpeln eines täglich um diese Zeit vor meinem Haus vorbeifahrenden Autobusses wach. Da funktioniert die Kopfuhr.

Günter ROSIN, prakt. Betriebswirt, Wilhelmshaven

Bitte denken Sie bei Ihren medizinischen Artikeln daran, daß nicht alle KRISTALL-Leser Doktoren sind. Also bitte möglichst einfach und verständlich.

Rainer STERN, Hamburg-Poppenbüttel

Das Farbwunder von Chartres

Auf den Kirchenfenstern von Chartres (KRISTALL Nr. 2) hat mich die Figur Christi im Lebensbaum sehr beeindruckt. Mir scheint, als ob die Altarfigur in der alten katholischen Pfarrkirche in Daun in der Eifel davon beeinflußt ist.

Gertrud LATZ, Bad Godesberg

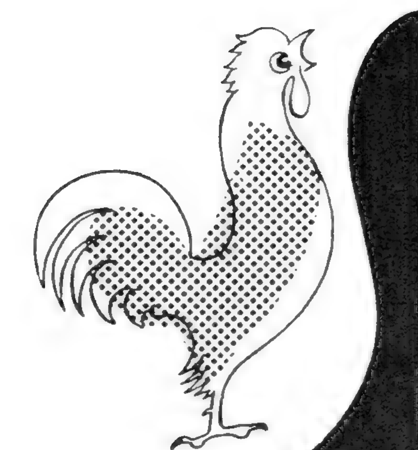
Während des letzten Krieges war ich bei einer Luftnachrichten-Nachschubstelle in Chartres tätig und habe ungezählte Male das unvergeßliche Bauwunder dieser einzigartigen Kirche erlebt. Alle Fenster waren damals in Sicherheit gebracht worden.

Karl HERMANNS, Mönchen-Gladbach

Die Erklärung für Rilkes Schweigen scheint mir recht einfach: wer als aufgeschlossener Mensch das Wunder von Chartres erlebt hat, findet eben keine Worte mehr.

Trude RITTER, Berg am Starnbergersee

Weitere Briefe siehe Seite 66



20 Mädchen nach Afrika

Nur eine kehrte aus Heimweh zurück



Fotos: Seeger

In einer Schwesternschule in Transvaal erlernten die Mädchen die Krankenpflege. Dann wurden sie in Hospitälern der Union eingesetzt.



Abschied von Deutschland. Im Januar 1951 starteten zwanzig deutsche Schwestern-Schülerinnen nach Johannesburg, Südafrikanische Union.

Vor sieben Jahren landeten sie in Johannesburg: zwanzig deutsche Mädchen, die einen Vertrag als Schwestern-Schülerinnen mit der Südafrikanischen Union unterzeichnet hatten. Sie kamen aus allen Berufen, und sie lockte das Abenteuer eines fremden Kontinents. In einer modernen Schwesternschule in Transvaal wurden sie ausgebildet. Dann begann ihr Dienst in verschiedenen Hospitälern, in Durban, Johannesburg, Pretoria. Sieben Jahre sind seither vergangen. Was ist aus diesen deutschen Mädchen geworden? Nur vier von ihnen tragen auch heute noch den weißen Schwesternkittel. Neun haben dort unten geheiratet. Eine wurde Luftstewardeß, und eine kehrte aus Heimweh nach Deutschland zurück. Fünf Mädchen leben irgendwo im großen Afrika. Die Verbindung zu ihnen ist abgerissen. Vielleicht haben auch sie ein Zuhause gefunden. *I. E.*





Nur vier Mädchen sind Krankenschwestern geblieben. Hella Griffenhagen (rechts) trägt noch immer den weißen Kittel und arbeitet auf der Chirurgie. Helga Zeidler (links) aber löste 1956 ihren Vertrag und wurde Stewardeß. Sie fliegt zwischen Afrika und Europa hin und her.



Im eigenen Haus am Stadtrand von Pretoria lebt Marie-Therese Klein. Sie heiratete einen deutschen Ingenieur und hat heute schon drei Kinder.



Mit schwarzem Chauffeur fährt Ota von Löbbecke mit Tochter Jutta und deren Spielfreund durch Johannesburg. Auch Ota heiratete einen Deutschen.

Ich lebte mit einem Seehund

Fortsetzung von Seite 39

dem sie Xylophon spielte), Zwieback, Schüssel (ihre eigene Schüssel), Zeltbahn.

Natürlich gab es, wie bei den anderen Tieren auch, mehrere Worte und Sätze, die für sie nur eine unbestimmte Bedeutung hatten und auf die sie hin und wieder reagierte, aber diese trug ich nicht ein.

Unser Leistungs-Wettbewerb

Hier sind die Zahlen der übrigen Tiere in der Reihenfolge der Leistung: Gretel, das Otternweibchen: achtzehn Worte; Hänsel, das Otternmännchen: sechzehn; der Hund Ben: zwölf; die Eichhörnchen: je fünf.

Soviel von Loras literarischer Bildung. Sie stand auch im Sport auf der vollen Höhe ihrer jugendlichen Kraft. Zu den Dingen, die Lora in ihrer frühen Jugend lernte, gehörte es, das Boot niemals zu verlassen, bevor man es ihr sagte; denn es bestand Gefahr, daß es umkippte, wenn Tante Mirjam oder ich nicht an der richtigen Stelle saßen, um bei ihrem Kopfsprung das Gleichgewicht zu halten. Aus dem gleichen Grunde lernte sie auch, niemals das Boot zu berühren, wenn sie darunter wegschwamm.

Bevor ihr diese Vorschrift fest eingeprägt war, hatte sie das Boot immerhin zweimal umgekippt. Beide Male zum Glück an einem heißen Sommertag, als ich einen Badeanzug anhatte.

Zuweilen kam Lora an die Oberfläche und hielt einen Stein in der Schnauze. Allmählich lernte sie, daß, wenn ich ›Stein‹ sagte und mit dem Finger auf das Wasser hinunterzeigte, sie nach einem Stein tauchen sollte. Zum Nachteil für unsere Speisekammer brachte Lora nie einen Fisch zurück, den sie gefangen hatte. Alle Fische, die sie fing, wurden auf der Stelle verschlungen oder aber ans Ufer gebracht und dort verzehrt. Nicht ein einziges Mal gelang es mir, ihr einen Fisch gegen einen Hundekuchen abzulocken.

Lora liebte Musik

Seit alten Zeiten weiß man, daß Seehunde von Musik und Gesang angezogen werden. Ich besitze ein Buch aus dem achtzehnten Jahrhundert, in dem ein Seehund zu sehen ist, der Dudelsack spielt.

Loras Musiktalent zeigte sich früh. Wenn Tante Mirjam oder ich anfingen Klavier zu spielen, nahmen die anderen Tiere davon keine Notiz. Nicht so Lora. Sie kam zum Instrument herübergewatschelt, lehnte sich dagegen oder (sehr viel unbequemer) gegen die Beine der Spielenden und lauschte mit einem Ausdruck gespannter Aufmerksamkeit und Wonne. Ab und zu wiegte sie ihren Körper zum Takt der Musik. Wenn das Spielen aufhörte, saß sie noch ein paar Minuten wie verzaubert still. Mein Singen jedoch hatte bei ihr eine Wirkung, die sich für mich nur als demütigend bezeichnen läßt.

Verwandte hatten mir zum Geburtstag eine Mundharmonika und ein Liederbuch geschickt. Ich benutzte es zum erstenmal, als Tante draußen wilde Himbeeren pflückte und kein Tier in Sicht war. Nach ein oder zwei Volksliedern hörte ich zu meinem Ärger neben mir ein lautes Stöhnen. Ich blickte hinunter und sah Lora. Ich sang weiter, worauf sie in ein Heulen ausbrach.

Seehunde haben unter den Säugetieren wohl den größten Stimmumfang. Zu ihrem Repertoire gehören Grunzen, Schnauben, Bellen, ein eigentümliches Miauen, Zischen und ein Heulen, das sich oft vom tiefen

Baß bis in den Diskant erhebt. Das Heulen ging in ein Zischen über. Ich achtete noch immer nicht darauf, aber meine stimmlichen Bemühungen wurden bald zuschanden gemacht.

Da kam mir die Idee, Lora allein zu meiner Begleitung singen zu lassen. Wenn ich bei den nun folgenden Übungsstunden in gemächlichem Tempo ein einfaches Lied mit gleichmäßig ansteigenden und absteigenden Tönen spielte, machte sie tapfere Anstrengungen, der Musik mit einem mißtönigen Heulen zu folgen. Ein plötzlicher hoher oder tiefer Ton oder ein zu schnell gespieltes Stück mißfielen ihr sichtlich, denn dann fing sie an zu grunzen und mit den Vorderflossen zu klopfen — eine Gewohnheit von ihr, wenn sie böse war. Innerhalb einer Woche konnte sie Volkslieder wie ›Bäh-bäh schwarzes Schaf‹ und ›Danny Boy‹ ohne Unterbrechungen vorsingen, und zuletzt lernte sie ›Wo meine Karawane Rast gehalten‹.

Bald sollte Lora Gelegenheit erhalten, diese ihre Künste in größerem Kreise zu produzieren.

Sie begann mich wegen der Mundharmonika zu plagen. Eines Nachmittags spielte ich draußen vor dem Haus, und da ich allmählich genug hatte von dem Gegrunze und Gewimmer und dem Schnauzbart, der sich gegen mein Gesicht preßte, sooft Lora mir die Mundharmonika entreißen wollte, gab ich mich schließlich geschlagen und legte sie ihr in die Schnauze. Von dem Augenblick an betrachtete sie die Mundharmonika als ihr Eigentum.

Das Geheimnis der Mundharmonika

Nun sie davon Besitz ergriffen, fand sie zu ihrem Verdruß, daß kein Ton herauskam, so kräftig sie auch darauf herumbiß. Sie begann das Ding in die Luft zu werfen, es aufzufangen und sich dann, mit wachsendem Ärger, darauf herumzuwälzen. Alles ohne Erfolg. Als sie das Instrument wieder einmal in die Schnauze nahm, stieß sie einen langen Verzweiflungsseufzer aus. Das brachte auf der Mundharmonika ein explosives Getön hervor und spornte Lora zu neuen Bemühungen an.

Ich ging fort zu einem Spaziergang. Als ich nach etwa einer Stunde zurückkehrte, kamen von der Hinterseite des Hauses höchst merkwürdige Töne. Lora hatte die Blas- und Saug-Methode gelernt und saß nun da, blies und saugte kraftlos, in einem Zustand fast völliger Erschöpfung, denn sie hatte das offenbar die ganze Zeit getan, seit ich sie verließ. Sie protestierte nicht, als ich ihr die Mundharmonika fortnahm.

Von diesem Tage an wurde das Instrument ihr Lieblingsspielzeug und verdrängte sogar den Gummiball, den sie mit dem Hund und den Ottern teilte. Ihr Spiel einen Ohrenschmaus zu nennen, wäre übertrieben gewesen, aber ihr bereitete es sichtlich ungeheures Vergnügen.

Streit mit der Verwandtschaft

In einem Brief an eine ältere Verwandte erwähnte ich, daß Lora sich zu einem bemerkenswerten Seehund entwickle, daß sie singen und Mundharmonika spielen könne. Tante Felicitas saß in zahlreichen Tierschutz-Komitees. Der leiseste Verdacht, daß ein Tier schlecht behandelt würde, weckte ihren Kampfgeist. Ihre Antwort ließ keinen Zweifel, daß ich in ihren Augen abscheuliche Verbrechen an der unglücklichen Lora beging.

Die Wirklichkeit sah anders aus. Nachts schlief Lora auf ihrem Lager in meinem Zimmer. Die Tür des

Fortsetzung Seite 51



Oskar Kokoschka: ›Karlsbrücke in Prag‹

Ich lebte mit einem Seehund

Fortsetzung von Seite 49

Schlafzimmers wurde nur angelehnt, und auch die vordere Haustür blieb während des Sommers offen, damit die Tiere, wenn sie wollten, hinaus konnten. Wenn wir morgens unser Frühstück gegessen und abgeräumt hatten und die anderen Tiere schon lange auf den Beinen waren, döste Lora, die eine Spätaufsteherin war, meist noch immer auf ihrem Lager vor sich hin.

Es war daher eine Überraschung, als ich eines Morgens ganz früh — es konnte nicht mehr als halb fünf sein — davon aufwachte, daß sie von ihrem Platz glitt und ins Wohnzimmer ging. Einen Augenblick später wurde die Stille durch gräßliche Blas- und Saug-Geräusche zerrissen. Loras Mundharmonika war am Abend vorher auf dem Teppich liegengeblieben, und sie schien sich entschlossen zu haben, ein bißchen darauf zu üben. Knurrende und grollende Laute von unserem Hund Ben und den Ottern zeigten, daß diese beiden Musik am frühen Morgen ebensowenig schätzten wie ich.

Lora spielte drei Instrumente

»Nimm ihr sofort das Ding weg!« rief Tante Mirjam.

Ich tat, wie geheißen, und legte die Mundharmonika auf den Kaminsims. Das darauffolgende Gewimmer über den Verlust des Spielzeugs war fast ebenso unerträglich wie die vorherige Trommelfellmassage. Zuletzt verzog sich Lora grollend nach dem See. Aber da war es heller Morgen geworden und ohnehin Zeit zum Aufstehen.

Die Mundharmonika sollte nicht das einzige Musikinstrument bleiben, das Lora mit Vergnügen spielte.

Eine Freundin, die bei uns zu Besuch gewesen war, schickte mit der Post eine Spielzeugtrompete. Lora lernte bald ohrenzerreißende Fanfarenstöße darauf hervorzubringen, wenn man ihr das Instrument hielt. Ein anderer Bewunderer sandte ihr ein kleines Xylophon, komplett mit Schlegel. Sie hielt den Schlegel mit ihren Vorderzähnen und schlug mit Wucht jeden Ton an, den ich zeigte. Ihr freiwilliges Üben auf den verschiedenen Instrumenten trieb uns zeitweilig fast zur Verzweiflung. Wir mußten sie aus ihrer Reichweite bringen und erlaubten ihr das Spielen nur für kurze Zeit an den Abenden.

Die Gesangsstunden, die ich Lora gab, zeitigten das unglückliche Ergebnis, daß, sobald Tante oder ich anfingen Klavier zu spielen, Lora, wenn sie in der Nähe war, jetzt sofort den Kopf hob und im Fortissimo heulte. Es wird sich erweisen, wie schwer es ist, mit einer Brahms-Sonate gegen Loras Gesang anzuspielen. Mit Schrecken denke ich an das Konzert, das mein Onkel Andrew für und mit Lola veranstaltete.

Im nächsten Heft: Lora produziert sich auf dem Konzertflügel — Wasserspiele — Rehkitz kommt ins Haus

Unser Bild: Ein Stadtporträt

Oskar Kokoschka zählt zu den großen Einzelgängern in der Malerei. Seine Kunst ist stets Bekenntnis zu Freiheit und Humanität, aber auch Selbstausdruck und Selbstverwirklichung. Das Herz ist dem Künstler wichtiger als das Hirn; es spricht mit Ungestüm aus seinen Bildern und Worten, die immer ekstatisch-bewegt sind, vom Ausdruck berstend, ›expressionistisch‹ im eigentlichen Wortsinn.

Kokoschka begann seine künstlerische Laufbahn in Wien. Mit achtzehn Jahren trat der 1886 in Pöchlarn an der Donau geborene begabte junge Mann in die dortige Kunstgewerbeschule ein. Er geriet bald mitten in die Atmosphäre des Wiener Jugendstils und Symbolismus, dessen maßgeblicher Vertreter Gustav Klimt war. Von Anfang an betrieb Kokoschka Malerei und Dichtung nebeneinander; oft verband er auch beides. 1908 erregte er mit seiner ersten Ausstellung in der Wiener ›Kunstschau‹ Aufsehen und auch Widerspruch. Hier wurden nämlich erstmals die Bildnisse öffentlich gezeigt, mit denen Kokoschkas eigener, visionär vibrierender Stil einsetzt. Sie sind gleichsam mit Röntgenaugen gesehen und dringen unter die Haut der Erscheinungen. Zur gleichen Zeit entstanden auch die ersten bedeutenden Landschaften, Winterszenen aus den Berner Alpen. Seiner fiebrig erregten Malerei entsprachen die drei expressionistischen Dramen, die Kokoschka damals schrieb: ›Mörder, Hoffnung der Frauen‹, ›Sphinx und Strohmann‹, ›Orpheus und Eurydike‹.



Oskar Kokoschka
geboren 1886 in Pöchlarn
Porträtphoto: Ingeborg Sello

In den äußerst fruchtbaren Jahren bis 1914 schuf Kokoschka zahlreiche seiner Hauptwerke, deren flammenhafter Stil in der ›Windsbraut‹ gipfelt. Im ersten Weltkrieg wurde der Maler schwer verwundet. Er kam nach Dresden, wo er dann sieben Jahre lang blieb und eine Professur an der Kunstakademie erhielt. Schon damals war er weltberühmt. Bücher erschienen über ihn, und in vielen Ländern wurde sein Werk gezeigt.

Eines Tages jedoch verließ Kokoschka Dresden und die Akademie ohne Abschied oder Kündigung. Er spürte den Trieb, Landschaften zu malen, und begab sich auf eine lange, rastlose, fast fünfzehnjährige Wanderschaft durch Europa, Nordafrika und Vorderasien. Unterwegs malte er seine einzigartigen Städtebilder und Landschaften, die sozusagen durchgeistigte Idealporträts der jeweiligen Städte oder Länder darstellen. Zu ihnen zählt auch unsere faszinierende Ansicht von Prag mit der Moldau und Karlsbrücke. Sie entstand als erstes von sechzehn Gemälden, in denen Kokoschka 1934 sein Erlebnis der Stadt festhielt, in der sein Vater geboren war.

Leidenschaftlich lehnte sich Kokoschka 1933 gegen die Entmenschlichung in Politik und Kunst auf. Beim deutschen Einmarsch in die Tschechoslowakei floh er nach London, wo er fünfzehn Jahre lang arbeitete und schließlich englischer Staatsbürger wurde. Seit 1953 lebt der Malerdichter in seinem Haus am Genfer See.

Dr. Hanns Theodor Flemming

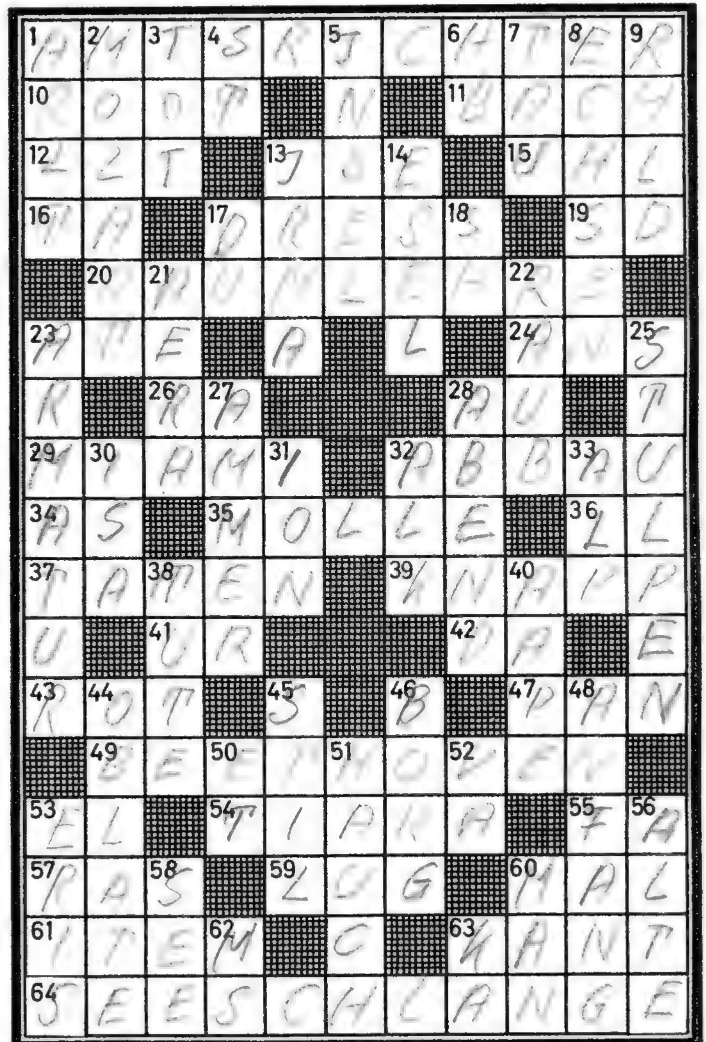
UNSER KREUZWORT-PREISRÄTSEL

Klassische Musik





Diese Fotos zeigen drei deutsche Komponisten. Die Auflösung der Fragen 11. und 49. waagerecht, 2. senkrecht ergibt die Namen.



Waagerecht: 1. Staatsbeamter, 10. deutscher Staatsmann (* 1879), 11. siehe Bild 1, 12. Abkürzung für: zur Zeit, 13. Nebenfluß der Aller, 15. Titelfigur eines Romans von Gustav Frenssen, 16. Zeichen für Tantal, 17. Sportkleidung, 19. Abkürzung für Süddakota (Staat der USA), 20. Geometrie, 23. griechische Göttin, 24. belgische Stadt bei Lüttich, 26. ägyptischer Sonnengott, 28. Wiese, 29. Badeort bei Florida, 32. Einschränkungsmaßnahme, 34. Spielkarte, 35. Berliner Wort für ein Bierglas, 36. Abkürzung für loco laudato, 37. Geschehnisse, 39. kaum ausreichend, 41. Auerochs, 42. Hinweis, 43. Farbe, 47. Fluß in Polen, 49. siehe Bild 2, 53. spanischer Artikel., 54. Krone des Papstes, 55. Abkürzung für Firma, 57. abessinischer Fürst, 59. Ausguck, 60. Kennzeichen, 61. lateinisch: ebenso, ferner, 63. deutscher Philosoph, 64. sagenhaftes Ungeheuer.

Senkrecht: 1. Wissenschaftler, 2. siehe Bild 3, 3. leblos, 4. Zeichen für Zinn, 5. Eiland, 6. Autokennzeichen für Bremen, 7. Strick, 8. Kriechtiere, 9. Abkürzung für Rheinland, 13. Mädchenname, 14. Lasttier, 17. Anrede, 18. Abkürzung für Shilling, 21. Epoche, 22. Verbrechen, 23. Maschinenteil, 25. Ärmel-, Stiefelaufschläge, 27. Singvogel, 28. Tageszeit, 30. mohammedanisch: Jesus, 31. elektrisch geladenes Atom, 32. nordischer Tauchvogel, 33. Bergwiese, 38. Kindertrompete, 40. Mutter Peer Gynts, 44. Siegelmarke, 45. persönliches Gepräge, 46. Anleihe, 48. Beginn, 50. lateinisch: und, 51. schwacher Wind, Atemzug, 52. Zeichen für Voltampère, 53. griechische Göttin der Zwietracht, 56. Bühnenfach, 58. Gewässer, 60. Insel in der Irischen See, 62. Abkürzung für Motorschiff.

Richtig geordnet ergeben die Buchstaben in den Zahlenfeldern 1, 13, 25, 46, 51 und 60 einen vierten Komponisten. Dieses Wort ist die Lösung unseres Preisrätsels.

RASHM

1000 DM WERTVOLLE BÜCHER

1.—3. Preis: Je ein **Lexikon in vier Bänden von A—Z** aus dem Bertelsmann-Verlag. Dieses Werk umfaßt 100 000 Stichwörter, 5000 Textspalten u. 4300 Fotos. Halbleder, Preis 176 DM.

4.—7. Preis: je ein **Weltatlas** aus dem Bertelsmann-Verlag. Ein umfassender Atlas-Band mit 498 Seiten und 197 Karten.

8.—13. Preis: je eine **mehrbändige Klassiker-Ausgabe** der gesammelten Werke von Goethe, Schiller, Stifter, Kleist, Hölderlin und Mörike.

14.—20. Preis: je ein **anspruchsvoller Roman** für sie und ihn.

21.—30. Preis: je ein **Kunstband** der Meisterwerke moderner Malerei mit einer Einführung von Marcel Brion.

Gehen mehr richtige Lösungen ein, als Preise ausgesetzt sind, entscheidet das Los (Rechtsweg ausgeschlossen). Eine Korrespondenz kann nicht geführt werden. Schreiben Sie bitte Ihre Lösung, die nur aus dem gesuchten Wort bestehen darf, auf eine ausreichend freigemachte Postkarte (nicht im Brief). Jeder darf nur eine Lösung einsenden. Teilen Sie Ihren vollen Namen und Ihre Anschrift mit und schicken Sie Ihre Preisrätsel-Lösungskarte an: KRISTALL, Rätsel-Redaktion, Hamburg 100. — Einsendeschluß ist der 20. März 1958 (Poststempel). Die Namen der Gewinner veröffentlichen wir in Nr. 8/1958.

Auflösung zu Heft 5

Waagerecht: 1. Basta, 5. Altan, 9. Alpenhuette, 11. Elise, 12. Os, 13. Mai, 15. Ans, 16. Amt, 17. Unstern, 18. Rad, 20. Sen, 21. Kai, 23. Arom, 25. Senn, 26. Jabot, 29. Tg., 30. **Belvedere,** 31. Ei, 32. Leier, 34. Lese, 36. Null, 38. Ena, 39. Fes, 41. Feh, 42. Abo, 43. Cie., 44. Nil, 46. Reh, 48. Rom, 50. Od, 51. Atair, 53. Restaurator, 54. aesen, 55. Manna.

Senkrecht: 1. **Balmoral,** 2. Alba, 3. Tee, 4. Anlaß, 5. Außen, 6. Lee, 7. Atom, 8. Nestling, 10. Hinterbeine, 14. Judo, 16. Anke, 19. Arabien, 22. Anteile, 24. Mille, 25. Stern, 27. Ave, 28. Ode, 31. Eleonora, 33. **Alhambra,** 35. Saal, 37. Ufer, 39. fortan, 40. Schirm, 45. Idee, 47. Eau, 49. Ozon, 51. Ate, 52. Raa.
Das Lösungswort hieß: SANSSOUCI

Sanduhr-Rätsel

1. Reklame, 2. Makler, 3. Maler, 4. Lear, 5. Ale, 6. la, 7. a, 8. Ra, 9. Arm, 10. Maer, 11. Armee, 12. Aermel, 13. Makrele.

Gewinner des Preisrätsels aus Heft 4

1.—3. Preis: Richard Koerfgen, Unkel Rhn.; Joachim Breithaupt, Bad Salzuflen; Arnold Boller, Hbg.-Wandsbek.
4.—7. Preis: Annemarie Dietrich, Frankfurt/M.; Walter Hensel, Scheidt (Saar); Alois Landwehr, Igersheim/Württbg.; B. Tresniowski, Lissabon (Portugal).

8.—13. Preis: Gertrud Irmen, Lahr/Schw.; Hedwig Groten, Köln-Bickendorf; Lini Born, Essen-West; Erna Hiltmann, Berlin-Schmargendorf; Hedwig Holdberg, Lüneburg; Lilli Sparmann, Stotel über Bremerhaven.

14.—20. Preis: Ute Schenk, Pforzheim; Ken Saraiya, Richmond (England); Christel Staehler, Speyer/Rhn.; Annelies Endress, Welzheim/Württbg.; Alfred Tschuschke, Nordenham i. Oldbg.; Michael Jungbauer, München 8; Hans Nötzel, Bamberg.

21.—30. Preis: Fr. Moeller-Paschen, Berlin-Halensee; Horst Reigl, Graz-Liebenau (Österreich); Erna Hahn, Ascheberg/H.; Rudolf Wenig, Düderode/Harz; Otto Bargmann, Schneverdingen; Hilde Tennigkeit, Essen; Josef Schmitz, Delbrück üb. Paderborn; Martha Freitag, Kornwestheim b. Stuttg.; Hilmar Diessner, Lübeck; Wilhelm Werner, Heilbronn/Neckar.

Pariser Mode im

Erste Farbfotos aus Paris: Diors Nachfolger versuchen,

Foto: Guy Arsac Mondial Lutetia

Die berühmteste Frau unter den Pariser Modeschöpfern, Coco Chanel, entwarf dieses lässig-elegante Nachmittagskleid aus bedrucktem Baumwollchiffon. Seit Jahren verführt sie die Frauen, sich nach der Mode der zwanziger Jahre zu kleiden.



Foto: Ginsbourger/Dalmas

Durch auffallende Farben und Hüte belebt der 33jährige Pierre Cardin die betonte Schlichtheit seiner neuen, viel beachteten ›Sichel-Linie‹ (blusiger Rücken zum engen Rock). Der begabte Cardin entpuppte sich plötzlich als schärfster Konkurrent des Dior-Salons.



Foto: Maywald

Sichtlich befangen im Schatten seines verstorbenen Meisters entwarf Saint-Laurent dieses Tanzkleid im typisch graziösen Dior-Stil.

Schatten von Dior

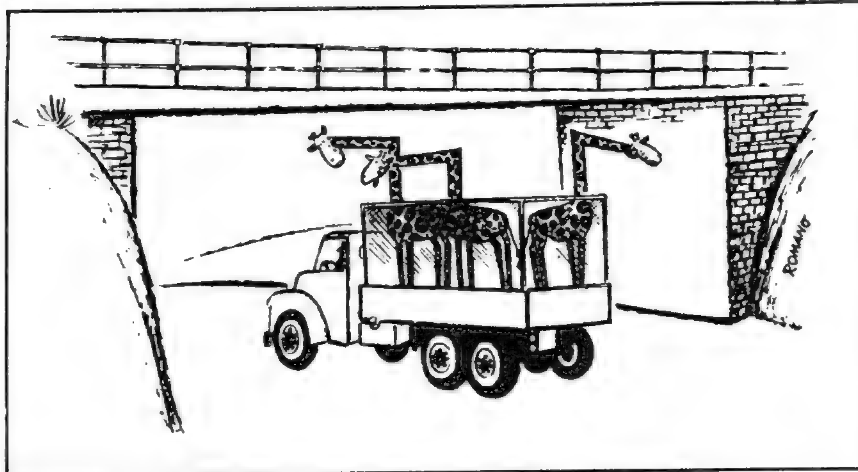
sich von den Ideen ihres ehemaligen Inspirators zu lösen.

Der Meisterschüler des toten Modekönigs Christian Dior, der 21jährige Yves Saint-Laurent, begann seinen beschwerlichen Weg als Diors Nachfolger mit einem vielsagenden Entschluß: er verwarf das letzte Werk seines Meisters, das berühmt-berüchtigte ›Sack-Kleid‹, und ersetzte es durch sein Erstlingswerk: die ›Trapez-Linie‹ (Kleid unten rechts). Paris jubelte und feierte ihn als den neuen Modekönig. Aber auch andere Pariser Modeschöpfer zeigten echte Einfälle, und in seltener Einmütigkeit bekannten sich alle zum sehr kurzen Rock. Paris hat seinen umstrittenen Platz als Mode-Zentrum der Welt — vorläufig — siegreich verteidigt.



Foto: Maywald

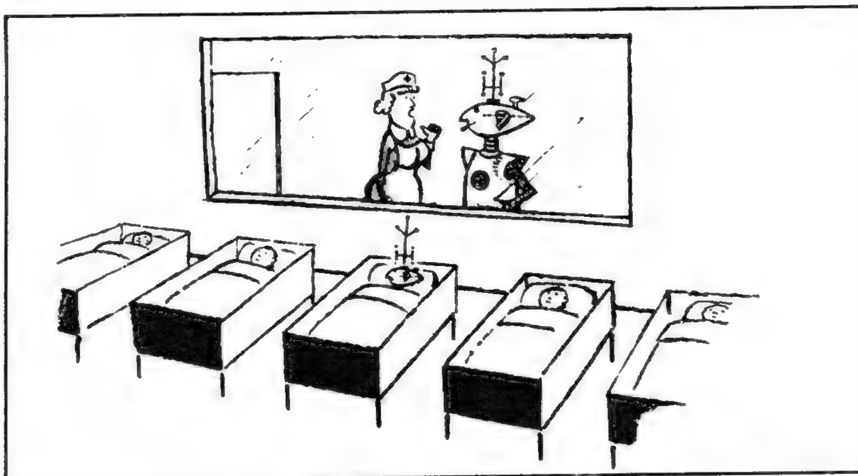
Mit einem geschäftstüchtigen Seitenblick auf Amerikas langbeinige Frauen schuf der ›schüchterne Jüngling‹ Saint-Laurent seinen ersten großen Erfolg, das ›Trapez-Modell‹, hier als Mantelkleid. Schultern und Saum entsprechen den Trapez-Balken. Kein Kleid für untersetzte Frauen!



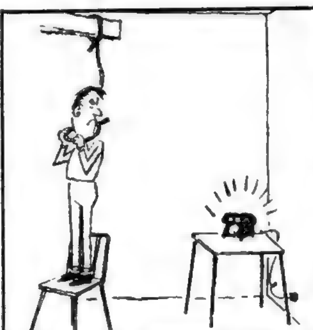
»Verflixt, schon die sechste Brücke!«

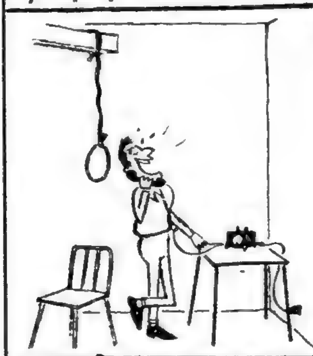
Mit kleinen Fehlern

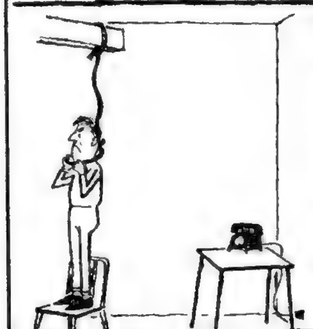
Gezeichnet von Romano



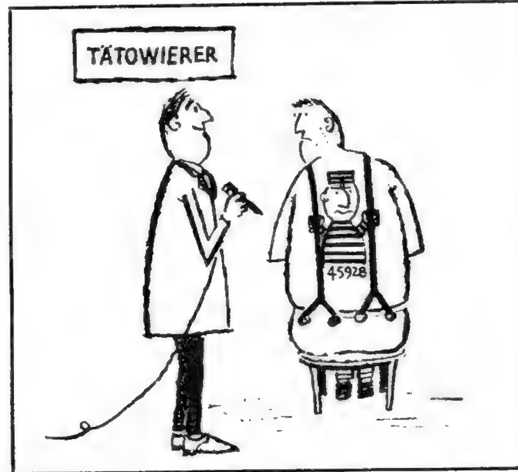
»Moment, ich werde den Ihren schon finden!«



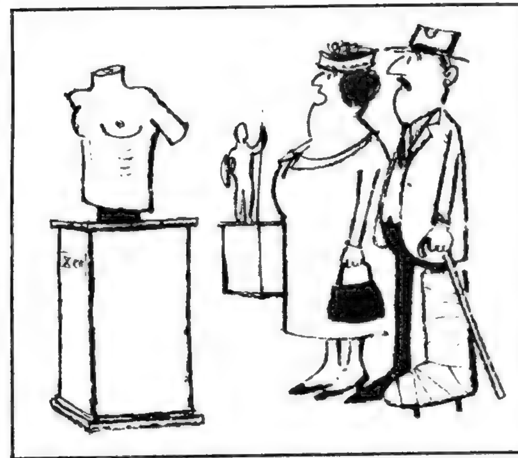




Bitte ans Telefon!



Der Illusionist

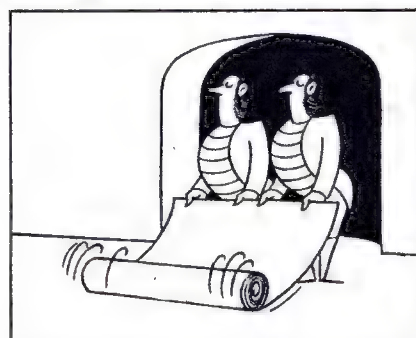


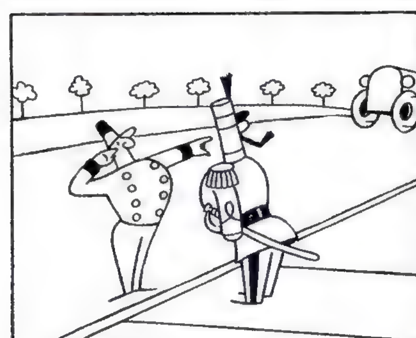
»Eigentlich kannst du dich doch gar nicht beklagen, Georg!«


Der KLEINE KÖNIG von
O.SOGLOW

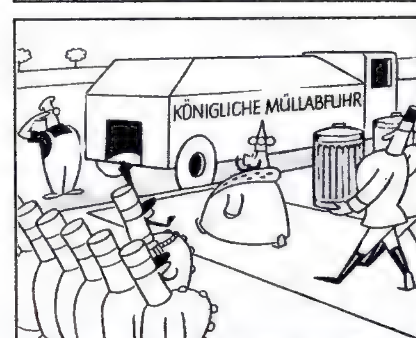

THRON-
SAAL


ES IST SOWEIT-
EUER MAJESTÄT






ALLES IST BEREIT-
EUER MAJESTÄT


KÖNIGLICHE MÜLLABFUHR
COPYRIGHT BULLS PRESSEDIENST

DARAN GLAUBE ICH

Emmi Bonhoeffer

Als ich vor 38 Jahren Konfirmandenunterrricht hatte, lehrte uns unser Pfarrer: »Glauben heißt nicht für wahr halten, glauben heißt vertrauen. Wenn ich sage ›ich glaube an Gott‹, so heißt das ›ich vertraue auf Gott‹.«

Ich wandte damals etwas naseweis ein: »Ja aber, wenn ich auf jemanden vertrauen soll, so muß ich doch zuvor für wahr halten, daß es ihn gibt?« Was ich zur Antwort bekam, habe ich vergessen, aber im Laufe des Lebens ist mir klar geworden, was der Pfarrer mit seinen Worten meinte, und ich stehe heute dazu.

Er meinte etwa dies: Laß dich nicht beirren in deinem ursprünglichen Vertrauen auf die Stimme in dir, die sich durch keine Erziehung, Naturwissenschaft, Selektions- oder Zweckmäßigkeitslehre erklären läßt, eine Stimme, die dich nötigen wird, Unangenehmes auf dich zu nehmen, und die, gehorchst du ihr nicht — und du wirst ihr selten gehorchen —, dich mit Unruhe verfolgen wird. Diese Unruhe schaufle niemals zu, weder mit Ablenkung noch mit Resignation. Aber verwechsle sie auch nicht mit nervösem Tätigkeitsdrang, Geltungstrieb oder Gefallsucht. Halte es mit Augustin: »Wir sind auf Gott hin geschaffen« — wie die Blume auf die Sonne hin geschaffen ist. Das heißt nicht, daß wir ein ungeborenes Wissen von ihm haben oder auf geheimnisvolle Weise eines Wesens mit ihm sind, sondern es heißt, daß wir nicht zu innerem Frieden kommen können, wenn wir nicht in einen Bund mit ihm kommen, der zur Mitte unseres Wesens wird.

Ich glaube, daß alles Unglück in der Welt auf fehlende Liebe und unterlassene Guttat zurückzuführen ist. Letzten Endes liegt seine Wurzel immer im Nicht- oder Zuspät-Erkennen und im Nicht- oder Zuspät-Verstehen unseres Gegenübers und seiner berechtigten Wünsche. Jahrhundertelang kann das gutgehen. Dann kommt die Reaktion, die so teuflisch aussieht, wie ihre eigentlichen uralten Gründe von jeher schon teuflisch gewesen sind. Ich glaube, daß es kurzsichtig ist, solches Aufbegehren niederschlagen zu wollen, weil kein Spielraum bleibt für die Bereinigung des Grundes.

Wir sind mit dem heutigen Stand der Entwicklung der Waffen an den Punkt geführt, wo uns die letzte Chance zur Besinnung gegeben ist. Der Sinn vom Leben und Sterben des Kriegers ist heute aufgehoben. Die Aufgabe des Kriegers erfüllt nun der Zeuge des Friedens mit seinem Leben und Sterben. Ich glaube, daß der neue Weg viel unschuldiges Blut kosten wird, fast so viel wie ein moderner Krieg. Aber ich glaube, daß dieses Blut auf dem Altar der Wahrheit geopfert sein wird. Und: Wer ist ›unschuldig‹? Ich glaube an die Kraft der Lauterkeit.

Emmi Bonhoeffer

Bisher erschienen unter anderem:

Pearl S. Buck, Heft 1; Manfred Hausmann, Heft 4; Arnold Toynbee, Heft 10; Harald Kreuzberg, Heft 11; Konrad Adenauer, Heft 20. **1955:** Frank Thiess, Heft 7; Friedrich Luft, Heft 10; Wolfgang Schneiderhahn, Heft 13; Louise Schröder, Heft 26. **1956:** Richard Billinger, Heft 7; Peter Nellen, Heft 17; Walter Kolb, Heft 18; Ludwig Ehrhard, Heft 19; Abdel Nasser, Heft 23: Erich Ollenhauer, Heft 24. **1957:** Ludwig Reiners, Heft 2; Ernst Rowohlt, Heft 11; Ernesto Grassi, Heft 14; Erich Bagge, Heft 19; Heinz Haber, Heft 21; Brigitte B. Fischer, Heft 22; Ewald Mataré, Heft 24; Gertrud von le Fort, Heft 26; **1958:** Lore Lorentz, Heft 1; Max Brauer, Heft 3 und Ludwig Marcuse, Heft 5.



Foto: Anneke Himpe

Emmi Bonhoeffer lebt nur für andere Menschen. Jedem, der in Not ist, versucht sie zu helfen. 1905 wurde sie in Berlin geboren. Ihr Vater war Historiker, ihr Großvater der bekannte Chemiker Justus von Liebig. Sie besuchte ein Mädchenlyzeum und begann dann, da sie hervorragend Geige spielte, Musik zu studieren. 1930 heiratete sie den Rechtsanwalt Dr. Klaus Bonhoeffer, der wenig später Chefsyndikus bei der Deutschen Lufthansa AG wurde. Doch sie verlor ihren Mann früh. Als Widerstandskämpfer wurde er kurz vor Kriegsende 1945 hingerichtet: Er hatte am Umsturzversuch des 20. Juli 1944 maßgeblichen Anteil gehabt. Mit ihren drei Kindern verließ Emmi Bonhoeffer 1945 Berlin und fand schließlich nach einer abenteuerlichen Flucht in Gronenberg in Holstein eine Bleibe. Hier schuf sie die Flüchtlingsorganisation ›Hilfe für Hilfe‹. Sie verteilte Kleider- und Nahrungsspenden, die ihr als Frau des bekannten Widerstandskämpfers in Überfülle aus Amerika geschickt wurden, an Bedürftige, die dafür irgendeine Gegenhilfe leisten mußten. Auf diese Weise wurden eine fünf Kilometer lange Straße instand gesetzt und ein herrlicher Sportplatz angelegt. 1950 luden amerikanische Frauenverbände Emmi Bonhoeffer in die USA ein, wo sie so eindringlich über die Not der deutschen Flüchtlinge sprach, daß noch mehr Liebesgabenpakete als vorher abgeschickt wurden. Zweiunddreißig Zweigstellen konnte die Organisation ›Hilfe für Hilfe‹ aufmachen. Seit 1952 lebt Emmi Bonhoeffer in Frankfurt am Main. Noch immer ist sie in mehreren karitativen Verbänden tätig. *v. z. M.*

OHNE Liebe

Der elfte Bericht unserer Serie: Die Jugendkriminalität von heute

VON ERIK VERG

Werner Scheffler kannte keine Liebe. Er hatte keine Freunde. Zu Hause war er immer unerwünscht. Da dringt er eines Tages mit einem Messer auf seine Stiefmutter ein — und sticht zu. Wochenlang liegt die Mutter im Krankenhaus. Acht Monate lang sitzt Werner in Untersuchungshaft. Dann steht er vor dem Richter. »Warum haben Sie das getan?« Immer wieder dröhnen diese Worte in seinen Ohren.

Draußen in Poppenbüttel, am Rande der Weltstadt Hamburg, haben die Straßen plattdeutsche Namen. Sie heißen Rönkrei, Kreienhoop, Suurbleek oder Voßstraat. Dort stehen die oft selbstgebauten Häuser fleißiger und sparsamer Menschen. Dort geht man noch zu Fuß und rechnet mit dem Pfennig. Aber deshalb sind die Menschen dort nicht besser und nicht schlechter als anderswo auf der Welt.

In einer dieser Straßen steht das Haus des Obertriebwagenführers Hermann Scheffler. Am Abend des 26. Oktober 1956 hat er Spätschicht und ist nicht zu Hause. Sein 24jähriger Sohn Werner, der bei einer Tiefbaugesellschaft für 70 DM Wochenlohn arbeitet, hat heute nach Feierabend noch in Ellerbrooks Wirtschaft zwei Schnäpse und zwei Helle getrunken. Dann hat er sich eine kleine Flasche Weinbrand-Verschnitt gekauft und ist nach Hause gegangen. Gertrud Scheffler, seine Stiefmutter, hat ihm zum Abendessen Bratkartoffeln und Hering aufgetischt. Sie haben miteinander gegessen. Sie haben auch noch zwei Schnäpse miteinander getrunken. Dann ist Werner in seine Kammer gegangen. Man geht früh schlafen in diesem Hause. Manchmal schon um halb acht. Vielleicht um Licht zu sparen.

Das Licht geht aus

Die Stiefmutter geht noch einmal hinunter in die Kammer, in der Werner schläft, um ihm einen Wecker zu bringen. Werner ist noch auf. Plötzlich geht das Licht aus. Werner springt auf die Stiefmutter zu und versetzt ihr einen Messerstich. Dann wirft er sie zu Boden, würgt sie, schlägt sie. Die zwölfjährige Renate, Werners Stiefschwester, hört den Lärm und kommt herbeigelaufen, um der Mutter zu helfen. Da packt Werner auch sie und bearbeitet sie mit Faustschlägen. Das Mädchen kann sich losreißen. Es klettert durch ein Flurfenster und läuft zu den Nachbarn.

»Kommen Sie schnell! Mein Bruder ermordet die Mutter!« rief es völlig verstört.

Auch der Stiefmutter ist es gelungen, zu entkommen. Verletzt und fast ohnmächtig schleppt sie sich ins Freie.

Werner Scheffler zieht sich eine andere Hose an, versteckt das Messer im Ofen und geht davon. Aber er kommt nicht weit. Ein Nachbar hält ihn fest, bis ihn die Funkwagenstreife aufs Revier mitnimmt. Dort wird Werner verhört.

»Ich sah plötzlich rot«

»Familienkrach«, sagen die Beamten. So etwas kommt häufiger vor. Das gibt ein Verfahren wegen Körperverletzung. Der Bursche wird dann eingesperrt, aber das wird dem nicht viel ausmachen. Der hat sowieso schon gesessen. Die Sache ist nicht so schwerwiegend, daß Flucht- oder Verdunkelungsgefahr besteht, die einzigen Gründe, die bei einem nicht allzu schweren Vergehen zu sofortiger Untersuchungshaft Anlaß geben. Werner wird wieder freigelassen.

Der 24jährige aber scheint die Sache doch für schwerwiegender zu halten. Er verläßt Hamburg sofort und kommt bis Trier. Dort stellt er sich drei Wochen später freiwillig der Polizei. Und diese transportiert ihn jetzt, gut bewacht, als Gefangenen zurück nach Hamburg. Denn inzwischen hat sich herausgestellt, daß es doch mehr war als ein »Familienkrach« und daß Frau Gertrud mit ihrer Stichwunde noch immer im Krankenhaus liegt.

Acht Monate lang sitzt Werner im Untersuchungsgefängnis. Dann steht er vor dem Schöffengericht. Angeklagt wegen gefährlicher Körperverletzung. Es ist eine mühsame Verhandlung. Der Angeklagte stottert seit seinem vierten Lebensjahr. Der Vater sagt, er sei damals aus dem Bett gefallen, ausgerechnet auf den

Kopf. Das Sprechen fällt ihm so schwer, daß der Vorsitzende die mündliche Vernehmung bald aufgibt. Werner darf sich an einen Tisch setzen und auf jede Frage schriftlich antworten. Neben ihm sitzt der Psychiater Dr. Küper und liest die Antworten vor, damit der in der Strafprozeßordnung verankerte Grundsatz der mündlichen Verhandlung gewahrt bleibt. Merkwürdig, der junge Mann, der kaum ein Wort über die Lippen bringt, der keinen richtigen Beruf gelernt hat, setzt kein einziges Komma falsch. Seine Sätze stehen in einwandfreiem Deutsch da, in gutem Stil. Er antwortet auf jede Frage ohne den kleinsten Versuch einer Ausflucht. Auch auf die Fragen nach seinen Vorstrafen. Jawohl, er ist vorbestraft. Wegen Kameradendiebstahls, wegen Unterschlagung, schließlich wegen Autodiebstahls.

Nur auf eine Frage weiß er keine Antwort. Warum hat er seine Stiefmutter überfallen?

Der Richter wiederholt die Frage.

Werner Scheffler schreibt: ›Ich sah plötzlich rot.‹

Das genügt nicht. Der Richter fragt noch einmal.

Werner Scheffler schreibt: ›Meine Stiefmutter hielt mir in zynischer Weise vor, daß ich ihr das Kostgeld schuldig sei.‹

Was heißt ›in zynischer Weise‹, will der Richter wissen.

Werner Scheffler schreibt: ›Ich weiß nicht genau. Vielleicht so: Für Schnaps hast du Geld, aber dein Kostgeld zahlst du nicht.‹

Die Stiefmutter, eine rothaarige, gutaussehende Berlinerin, nur zehn Jahre älter als ihr Stiefsohn, bestreitet das. Sie sagt, die Sache mit dem Kostgeld sei nicht an diesem Abend, sondern am vorherigen zur Sprache gekommen.

Jeder Angeklagte befindet sich in einer verzweifelten Situation. Er hat alle gegen sich, außer seinem Vertei-

Fortsetzung nächste Seite



Foto: Claus Ahler

Von zwei Kriminalbeamten begleitet, besteigt der 24jährige Werner Scheffler (Mitte) einen Polizeiwagen.

Ohne Liebe

Fortsetzung von Seite 61

diger. Der Staatsanwalt hat die Ermittlungen geführt und die Anklage erhoben. Er hätte sie nicht erhoben, wenn er nicht von der Schuld des Angeklagten überzeugt gewesen wäre. Der Vorsitzende hat die Akten des Staatsanwalts studiert, ehe er in den Saal kam. Auch er weiß zunächst nur, daß der Angeklagte ›hinreichend verdächtig‹ ist, sonst hätte er das Verfahren nicht eröffnet. Sogar das Publikum auf den Zuhörerbänken ist gegen den Angeklagten, denn es kennt nur den Polizeibericht aus den Zeitungen, in dem das Verbrechen geschildert wird. Von einer möglichen Unschuld ist darin naturgemäß noch keine Rede. Und gegen diese Mauer von Voreingenommenheit muß sich der Angeklagte verteidigen.

Wohl dem, der ein ausgeprägtes Selbstbewußtsein hat, der schnell und klar denken kann, und wohl dem, der sich genau und überzeugend auszudrücken vermag.

War es Kurzschluß?

Mag sich das Gericht auch noch so behutsam um Werner bemühen, um ihm jede Chance der Verteidigung zu lassen. Der junge Mann kann einfach nicht soviel schreiben, wie er sagen möchte, wenn alle anderen nervös dasitzen und warten, bis er endlich fertig ist.

Es gibt so viele Dinge, die unbedingt geklärt werden müssen. Fragen über Fragen stürmen auf Werner ein.

Wie war das mit dem Licht? Noch vor dem Abendessen, an jenem 26. Oktober, hatte Frau Gertrud plötzlich gemerkt, daß das elektrische Licht flackerte. Als sie der Sache nachging, stellte sie fest, daß Werner am Schalter neben der Toilettentür mit einem Draht manipuliert hatte. Warum, wollte der Richter wissen.

Werner Scheffler schrieb auf den Zettel: ›Ich wollte ihr einen Schreck einjagen. Einen Kurzschluß machen.‹

Aber später, als Frau Gertrud in seine Kammer kam, da ging dort das Licht plötzlich ganz aus. Wieso?

Werner Scheffler schrieb: ›Ich muß wohl mit der Schulter gegen den Schalter gekommen sein. Es war nicht Absicht.‹

Es handelt sich um einen Kippschalter. Das Licht verlöscht, wenn man ihn nach aufwärts umlegt. Der Vorsitzende meinte, das passiere nicht ›aus Versehen‹.

Und schließlich war da noch das Messer, das Tatwerkzeug, wie es in der juristischen Sprache heißt. Ein Fahrtenmesser mit zwölf Zentimeter langer, feststehender Klinge. Wann hatte er es gekauft? Die Verkäuferin sagte: »Am 26. Oktober. Ich weiß es genau. Denn als ich am nächsten Tag in der Zeitung von der Bluttat las, fiel mir ein: Das war er!«

Werner Scheffler schrieb: ›Nein. Am 19. Oktober.‹

Die Verkäuferin konnte bei der Gegenüberstellung mit dem Angeklagten nicht mit Sicherheit sagen, daß sie ihn wiedererkenne. Und gestottert hatte er beim Kauf nicht. Er hatte einfach stumm auf das Messer gedeutet und stumm drei Mark bezahlt. Unter den Kassenbons vom 26. Oktober fand sich zwar einer über drei Mark (der Preis des Messers), unter denen vom 19. Oktober aber auch. Kein Beweis also.

Nach viertägiger Verhandlung beschloß das Schöffengericht, den Fall Werner Scheffler zuständigkeitshalber an das Schwurgericht zu verweisen. Hier handelte es sich allem Anschein nach nicht um eine gefährliche Körperverletzung, sondern um einen Mordversuch.

Nächstes Heft: Aus Schwarz wird Weiß — Gnadengesuch für Werner.



Foto: Conti-Press

In diesem Hause lebte Werner Scheffler mit seinem Vater, seiner Stiefmutter und Stiefschwester. Immer fühlte er sich einsam, denn niemand liebte ihn.

›Elektronengehirn‹ immer vielseitiger

Geschichtsstudium aus dem Automaten?



Foto: A. Okun

Die Weltgeschichte in elf Sprachen beherrscht dieser Apparat, den Dr. Cuthbert C. Hurd (auf dem Foto), amerikanischer Automationsforscher, vor kurzem in New York vorführte. Ein paar Handgriffe, und sofort tippt eine elektrische Schreibmaschine das wichtigste historische Ereignis für jedes beliebige Jahr zwischen 4. v. Chr. und 1957 n. Chr. in der gewünschten Sprache.

Das junge Mädchen saß vor einem Gerät, das aussah wie eine Kombination von Radioapparat und Rechenmaschine. KRISTALL, so sagte ich ihr, möchte gern erfahren, welches das wichtigste Ereignis des Jahres 800 nach Christi Geburt war. Das Mädchen drückte auf die Tasten 0800 und — auf einer anderen Tastenreihe — auf 3. Im gleichen Augenblick begann eine Art Fernschreiber auf einer breiten Papierrolle zu tippen: KARL DER GROSSE IN DER PETERSKIRCHE ZU ROM AM WEIHNACHTSTAG ZUM KAISER GEKRÖNT.

Ich hätte auch fragen können, welches das wichtigste Ereignis im Jahre 1941 gewesen ist. Oder im Jahre 3 vor Christi Geburt. Die Maschine hätte mir für jedes Jahr von 4 v. Chr. bis 1957 n. Chr. Antwort gegeben. Und hätte das Mädchen nicht auf die 3 gedrückt, sondern auf eine 1, so hätte ich die Antwort auf Französisch erhalten. Ein Druck auf andere Knöpfe, und die gleiche Maschine hätte Italienisch gesprochen, Russisch oder ein halbes Dutzend anderer Sprachen.

Was ich in einem New Yorker Bürohaus erlebt habe, werden bald auch Millionen Menschen in Europa sehen. Denn die Maschine mit der phantastischen Geschichts- und Sprachenkenntnis wird einen Hauptanziehungspunkt der Brüsseler Weltausstellung bilden.

Sie heißt RAMAC und gehört zur Familie der Elektronenrechengeräte.

RAMAC dient nicht nur als mehrsprachiges Geschichtsarchiv. Sie kann viel mehr als nur aufgespeicherte Informationen von sich geben. Sie kann selbständig komplizierte Berechnungen durchführen, buchhalten, Inventur aufnehmen, Statistiken aller Art zusammenstellen. Wenn die Verwendung der RAMAC als Automat für Geschichtsdaten auch eine gewisse Entwürdigung dieses Apparates ist, so wird dabei doch das erstaunliche ›Gedächtnis‹ der ›Denkmaschinen‹ gezeigt. Dieses Gedächtnis besteht aus einer Anzahl von runden Scheiben, die Grammophonplatten ähnlich sehen und um eine senkrechte Achse schnell rotieren. Auf diesen Scheiben können bis zu 5 Millionen Informationen magnetisch verzeichnet werden. Je nach den Knöpfen, die man drückt, stellt sich das Gerät dann automatisch auf die gewählte Jahreszahl und Sprache ein, was weniger als eine Sekunde dauert, und im gleichen Augenblick überträgt eine elektrische Schreibmaschine die gespeicherten Angaben in Schriftzeichen.

Arsene Okun

KRISTALL STELLT VOR



Foto: Obrecht

NEUE GLANZROLLE

Heidemarie Hatheyer gehört zu den Schauspielerinnen, die sich — ohne eine Spur von glamour — brillant durch ungezählte Bühnenstücke und 20 Filme stetig nach vorne spielte, seit sie als 17jährige in einer Mohrenmaske neben Zarah Leander debütierte: eine eher stabile Kärntnerin mit blondem kurzem Haar und einem ausdrucksvollen Mund mit flächigem Gesicht. Man glaubt ihr, daß sie sich »im Film eigentlich nicht mag«, obwohl der Film es war, der sie als ›Geierwally‹ — nach ihren ersten Münchner Kammerspiel-Erfolgen beim großen Falckenberg, ihrem Entdecker — einem Millionenpublikum bekannt machte! Man glaubt ihr ebenso, daß sie am allerliebsten zu Hause ist, auf ihrem bayrischen Bauernhof mit Hühnern, Hunden und den beiden Töchtern oder in der Zürcher Stadtwohnung mit ihrem zweiten Mann, dem Schriftsteller Curt Riess. Statt dessen halten sie Filmverträge und Tourneen mehr denn je in Atem. Denn wo gibt es eine Frau John (›Die Ratten‹), wo gibt es eine Temple Drake (›Requiem für eine Nonne‹) wie Heidemarie Hatheyer? Diese ihre jüngste Glanzrolle als Temple Drake studierte sie unter Lindtbert im Schauspielhaus von Zürich ein. Ebendort kam sie in diesen Tagen als ›Leonor‹ in der gleichnamigen Bauerntragödie des Franzosen M. Clavel heraus.

HELFER DER HERZKRANKEN

Er hat sein Herz den Herzkrankheiten verschrieben, sagen seine Freunde von Professor Dr. Gustav Schimert. Seit 20 Jahren hat dieser Forscher mit dem scharfen Profil, den zwingenden Augen und den nervigen Gelehrtenhänden seine wissenschaftliche Arbeit auf die Herz- und Kreislaufschäden konzentriert. Jetzt erwartet den Arzt und Wissenschaftler, der zur Zeit den einzigen in Europa existierenden ›Lehrstuhl zur Prophylaxe der Kreislaufkrankheiten‹ an der Universität München innehat, eine neue Aufgabe. Im September wird er das durch eine Stiftung des Bankiers August Lenz gegründete ›Institut zur Verhütung von Kreislaufkrankheiten‹ übernehmen. »Dann«, so hofft Professor Schimert, »wird es endlich möglich sein, durch regelmäßige Vorbeugungsuntersuchungen eine wirksame Frühbehandlung der alarmierenden Herzleiden zu erreichen.« Professor Gustav Schimert ist 47 Jahre alt; er wurde in Budapest geboren. Seit Jahren wohnt und arbeitet er in seiner Wahlheimat München.



Foto: Poehlmann



Foto: dpa



Foto: Schwarz

BILLIGER ATOMSTROM

Dr. Hans Ludwig Martin, ordentlicher Professor für physikalische Chemie an der Universität Kiel, hat eine Maschine konstruiert, in der Atombrennstoffe hergestellt werden können. Das geht nach dem Prinzip der Isotopentrennung durch Zentrifugieren vor sich (Isotopen sind verschieden schwere Atome des gleichen chemischen Grundstoffs). Das auf diese Weise gewonnene Uran 235 wird anschließend zur Erzeugung billigen elektrischen Stroms dienen. Der aus Ludwigshafen stammende, knapp fünfzigjährige Wissenschaftler wurde zu seiner Entdeckung von seinem ehemaligen Lehrer, Professor Dr. Werner Kuhn, Basel, angeregt.

FÜR GROSSTADTMENSCHEN

Eine starke liebenswürdige Persönlichkeit steht hinter jedem Satz, den Alvar Aalto spricht. Dieser bedeutende Architekt aus Finnland ist ein beliebter Tagungsredner, denn seine Ansichten über zeitgemäßes Wohnen entsprechen den Wunschvorstellungen der Großstadtfamilien: in einer Gemeinschaft mal allein sein zu können. Die von ihm gebauten Hochhäuser erreichen annähernd die Qualität von Einzelhäusern. Aalto baut heute in Europa ebenso viel wie in Asien und Amerika. Das neue Berliner Hansaviertel zählt ihn zu seinen Erbauern. In Helsinki, seiner Heimatstadt, beging Aalto jetzt seinen sechzigsten Geburtstag.



Foto: Himpe

ZU FUSS DURCH DEN AFRIKANISCHEN BUSCH

›Lore Kegel — Exotische Kunst‹ steht auf dem Holzschild der Villa hoch über der Elbe. Völkerkundler, Kunsthistoriker und Privatsammler gehen hier ein und aus. Denn Lore Kegels ›Museum‹ der Negerkunst ist weit über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt. Schlanke Plastiken, düstere Masken, Elfenbeinschnitzereien stehen auf Regalen und Sockeln in den Ausstellungsräumen der 58jährigen Kunsthändlerin. Während monatelanger Reisen durch Afrika hat Frau Kegel diese exotischen Schätze zusammengetragen. Sie reiste ganz allein im zentralafrikanischen Busch, ohne Waffe, zu Fuß, im Tragsitz oder Kanu, immer auf der ›Suche nach dem Ursprung der Kunst des schwarzen Kontinents‹. In der Zeichensprache verhandelte sie mit den Eingeborenen und ertauschte Kunstwerke von seltenem Wert. Lore Kegel hat Malerei studiert. In ihrer Ehe mit dem Hamburger Ethnologen Koniezko, den sie auf vielen Forschungsreisen begleitete, verfiel sie auf diesen nicht alltäglichen Beruf. Heute ist sie mit einem Arzt verheiratet. Am 8. April geht sie wieder auf Expedition.

Fortsetzung von Seite 45

Schulbeginn mit 5 Jahren

Ich bin hier in Bayern einer der entschiedensten Vorkämpfer des Schuleintritts nach dem vollendeten 7. Lebensjahr. Meine Freude war groß, alle Argumente, wie ich sie in Hunderten von Vorlesungen und Vorträgen vorgebracht habe, in Ihrem Aufsatz wiederzufinden.

Professor Dr. HUTH,
Leiter des Instituts für Lehrerbildung München-Pasing

Impfen gegen Krebs

Ich halte die an sich so vielfältige Problematik der Krebsentstehung wie auch der Krebsbekämpfung für ein zu heikles Gebiet, um in aller Öffentlichkeit über Versuchsergebnisse zu diskutieren, deren Tragweite selbst diejenigen noch nicht übersehen können, die sich ein ganzes Leben lang mit dieser speziellen Frage und unter Einsatz ihrer umfassenden Erfahrung beschäftigt haben. Vielleicht kann ich als Arzt, der nicht nur im Laboratorium tätig ist, sondern auch mit dem kranken Menschen selbst in Berührung kommt, Ihnen aus mehreren betrüblichen eigenen Beobachtungen andeuten, welch schwere Schäden eine vorzeitige Publikmachung wissenschaftlicher Ergebnisse, vor allem in therapeutischer Hinsicht, auf die Psyche des Patienten haben kann. Ich halte es daher vom ärztlichen Standpunkt aus für nicht verantwortlich, vor einem Forum, unter dem sich auch Krebskranke befinden, über noch nicht ausgebrütete Eier zu diskutieren; denn die verheißungsvolle Ankündigung in naher Zukunft zu erwartender Behandlungserfolge erweckt natürlich bei jedem Krebskranken Hoffnungen, deren Enttäuschung im Falle eines Fehlschlages der Versuche eine sehr viel ungünstigere Situation für den Kranken mit sich bringt, als die Unkenntnis der aktuellsten, aber noch nicht ausgereiften Forschungsergebnisse.

Dr. med. W. SCHULZE,
Oberarzt und Leiter der Röntgenabteilung der Medizinischen Klinik und Poliklinik der Universität Münster

Immer mehr wird deutlich, daß trotz unleugbarer Fortschritte der Wissenschaft die Zahl der Krankheiten und der Kranken zunimmt. Erfolgversprechende Neuheiten und Erfindungen erweisen sich hinterher als Niederlagen (u. a. das Auftreten resistenter Bakterien durch Penicillin oder die Problematik des amerikanischen Salk-Serums).

Egon BEIKE, Friedrichsfeld/Niederrhein

Herr Professor Lettré behauptet in Nr. 1, daß wir über den Krebs noch nicht Bescheid wissen. Aber außerhalb der Schulmedizin gibt es Heilerfolge auf dem Gebiet der Krebsbehandlung, die nicht wegzudiskutieren sind. Sie beruhen vor allem auf einer Änderung der Ernährung und Entschlackung des Körpers.

Theodor BUSCH, Hamburg 21

Uran gegen Gicht

Zu Ihrem Aufsatz in Nr. 2 ›Uran gegen Gicht‹ darf ich ergänzen, daß Gicht-, Rheuma- und Arthritiskranke nicht nach Montana in den USA zu reisen brauchen. Ganz in der Nähe von Badgastein im Lande Salzburg

befindet sich der Paselstollen, der offenbar die gleichen Voraussetzungen besitzt wie der in Amerika und ähnliche Heilerfolge bewirkt.

Erich BRAUMÜLLER, Salzburg

Essen wir richtig?

Von dem Kalorienverbrauch wird zuviel Aufhebens gemacht. Es kommt auf die richtige Zusammensetzung der Speisen an. Im übrigen beginnt die biologisch richtige Ernährung mit der biologischen Düngung des Bodens. Wenn man heute endlich fordert, daß die Vergiftung der Früchte und anderer Lebensmittel aufhören soll, so wird man morgen begreifen, daß diese Vergiftung schon beim Düngen des Bodens abgefangen werden muß.

Karl WIGAND, Bayersried-Ursberg über Dinkelscherben

Antlitz der Erde

Ihre ganzseitigen Farbaufnahmen sind von erlesener Schönheit. Jedesmal, wenn ich in den Heimathafen zurückkomme, stürze ich mich auf KRISTALL. In meine winzige Schlafkabine habe ich das liebe alte ›Miltenberg‹ geklebt. So bin ich auf dem weiten Meer immer mit der Heimat verbunden.

Gerti GAULS, Angestellte auf M/S ›Berlin‹ Norddeutscher Lloyd, Bremerhaven

KRISTALL-Kunstblatt

Von den Kunstbeilagen habe ich mir eine Kunstmappe angelegt. Ich habe einen großen Zeichenblock mit Crême-Papier gekauft, der etwas größer ist, als die Kunstblätter. Diese habe ich sorgfältig herausgeschnitten und auf die Zeichenblätter aufgeklebt. Links, auf die leere Seite des vorangehenden Blattes, habe ich jeweils die Biographie des Künstlers aufgeklebt und mit schwarzer Tusche eingerahmt. Auf der Titelseite der Mappe ist auch ein Kunstblatt, und darunter steht in gotischer Schrift ›Kunstmappe‹.

Jakob HASLEBACHER, Bern

Ich fand dieser Tage in KRISTALL einen Hinweis auf eine Ausstellung von Kunstblättern, die in Australien großen Erfolg aufwiesen. Bei mir hier in Argentinien hängt die Wiedergabe von van Goghs ›Nachtcafé‹ eingerahmt an der Wand. Und das nicht nur wegen seines Kunstwertes, sondern weil ich vor dem gleichen Café in den Jahren 1946/47 als Kriegsgefangener so manches liebe Mal das Pflaster gekehrt habe. Das Café sieht heute noch genau so aus wie 1888, als es gemalt wurde. Wie gern möchte ich noch einmal als freier Mann vor dem Café sitzen, durch die mit römischen Altertümern so überreich beladenen Straßen gehen und den ganzen Zauber der Provence auf mich wirken lassen!

Guillermo RASCH, Florida/Buenos Aires

In Nr. 2 zeigen Sie ein mir nicht bekannt gewesenes Stilleben von Henry Matisse. Ich wüßte gern, wo Sie das aufgetrieben haben.

Simone GERLACH, Straßburg

Das Matisse-Bild hängt in der Galerie Bernheim-Jeune in Paris.

Die Redaktion

Könnten Sie diese Reihe nicht gelegentlich auf die Plastik ausdehnen?

Werner MARTIN, Techn. Lehrer, Osnabrück

Der Dichter des ›lieben Augustin‹

Antonios späte



Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts lebte in Palermo ein Edelmann namens Antonio, der Letzte eines alten sizilianischen Geschlechts, und da er weder Weib noch Kinder hatte, machte er von dem ererbten Reichtum nicht den besten Gebrauch; seine Streiche waren ebenso berühmt wie seine Gastmähler.

Dies änderte sich jedoch an einem Sonntag, der mit Antonios Namenstag zusammenfiel und an dem er deshalb mit besonderer Andacht zur Kirche ging. Vielleicht war er, seiner eigentlichen Veranlagung nach, des bisherigen Wandels insgeheim schon lange überdrüssig, vielleicht war der Zeitpunkt gekommen, den das Schicksal bestimmt hatte — jedenfalls ergriff ihn die Predigt eines Kapuzinermönches aufs heftigste. Erschüttert ging er aus der Kirche nach Hause, wo ihn bereits ein Kreis lustiger Gäste erwartete.

Der Ernst, der auf seiner Stirn und in seinen Augen zerstreut lag, fiel den Freunden alsbald auf; sie fragten nach dem Grunde, blieben ohne rechte Antwort, doch schließlich, gegen Ende des Mahls, erhob sich Antonio und sprach:

»Es ist wahr, daß ich heute nicht so bin wie sonst. Mein Gemüt ist tief betroffen durch die Erkenntnis der Wertlosigkeit des Lebens, das ich bisher geführt habe. Denn meine Augen waren blind für die Armut, von der mich nichts als die Mauer meines Palastes trennt. Dies kann nicht Gottes Wille sein! So habe ich beschlossen, mein Leben von Grund aus zu ändern. Was verschwendet wurde, soll in Zukunft den Armen zugute kommen.«

Was Antonio angekündigt hatte, geschah. Fortan verstummten in seinem Hause Musik, das Lachen fröhlicher Gäste und Gläserklirren. Was er an Einkünften hatte, wendete er bedürftigen Menschen zu.

Indessen zeigten sich bald die Schattenseiten im Gefolge dieser seltsamen Begeisterung. Weil Antonio gab, ohne zu prüfen, wuchs die Zahl der Bedürftigen in dem Maße, in dem er gab. Unerfahren in der Verwaltung seines Besitzes, überschritt er seine Einkünfte, suchte sie durch Anleihen zu vergrößern, und nach wenigen Jahren sah er sich dem Zusammenbruch gegenüber. Die Höhe der Schulden, die Unerbittlichkeit der Gläubiger drohten ihn ins Gefängnis zu bringen. Wollte er sein Unternehmen, das Elend der Menschen zu mildern, nicht mit dem Verluste seiner Freiheit bezahlen, so mußte er sich zur Flucht entschließen. Die Zeit drängte, und so verließ er eines Nachts die Insel Sizilien und ging verkleidet an Bord eines Schiffes, das ihn einige Tage später an der Ostküste des Königreiches Neapel, in Otranto, an Land setzte.

Hier jedoch wurde er verhaftet und ins Gefängnis gebracht! Sein Schrekken war nicht größer als seine Verwunderung. Wie konnte es möglich sein, daß die Polizei in Otranto bereits etwas von ihm, seinen Schulden und seiner Flucht wußte? Aber schon am zweiten Tag seiner Haft erklärte sich vieles. Er wurde nämlich vor den Untersuchungsrichter geführt, der ihn über die Brille hinweg eine Zeitlang schweigend, aber nicht ohne Teilnahme, betrachtete: »Sie also sind jener Lorenzo, den die Behörden so lange gesucht haben?« Antonio war nicht wenig erstaunt. Nun erkannte er, weshalb man ihn verhaftet hatte: Hier lag eine Verwechslung vor. Das Einfachste und Natürlichste wäre gewesen, dies sogleich zu sagen.

Aber während der Richter seine Akten aufschlug, bedachte Antonio die Lage, in der er sich befand. Klärte er den Irrtum auf, gab er seinen wirklichen Namen an, so würde man, um die Wahrheit seiner Angaben zu prüfen, in Palermo nachfragen, und damit hätte er selber seinen Gläubigern verraten, wo er sich befand. Der Richter nahm sein Schweigen als Bejahung. Dadurch wohlwollend gestimmt, fuhr er milde fort:

»Haben Sie mir eine Mitteilung zu machen?«

Antonio schüttelte den Kopf.

»Nun«, sagte der Richter, »es wäre freilich besser, Sie würden mir helfen. Denn ich gestehe offen, daß ich Ihre Handlungsweise und Ihre Gesinnung nicht begreife.«

Auch darauf konnte Antonio beim besten Willen nichts antworten, denn er begriff ebensowenig wie der Richter. »In der Tat!« fuhr der Beamte kopfschüttelnd fort. »Fünf Jahre sind Sie landflüchtig gewesen! Ist es denn wahrhaftig so schlimm, ein gegebenes Eheversprechen zu halten?«

Antonio spitzte gewaltig die Ohren.

»War es für einen Ehrenmann wirklich vorteilhafter, fünf Jahre lang flüchtig umherzuirren, als das Wort einzulösen, das er einer Frau gegeben hat? Wissen Sie, daß Donna Maria — wenn sie will — Sie auf lange Jahre einsperren lassen kann?«

Antonio, der jetzt ziemlich klar sah, war in keiner geringen Verlegenheit.

»Oder —«, sagte der Richter, und ein plötzliches Aufleuchten erhellte sein Gesicht, »oder wünschen Sie vielleicht vor Beginn des Prozesses noch einmal mit Donna Maria zu sprechen?«

»Ja«, sprach Antonio, »das wünsche ich!«

Der Richter, zufrieden mit diesem vorläufigen Ausweg, entließ ihn in seine Zelle. Dort hatte Antonio nun genug Zeit, über die sonderbare Lage nachzudenken, in die er geraten war. Er — das hieß eigentlich jener Lorenzo — hatte einem Frauenzimmer die Ehe versprochen, sich aber vor fünf Jahren der Einlösung dieses Versprechens durch die Flucht entzogen. Diese Donna Maria war offenbar sehr häßlich oder sehr unverträglich oder sehr arm oder alles zusammen.

Teils verzweifelt, teils über seine Zwangslage erbittert lachend, wanderte Antonio in der vier Schritt langen Zelle hin und her. Da klirrte draußen das Schlüsselbund, die Zellentür öffnete sich. Eine Dame trat ein, ganz in Schwarz gekleidet. Ein Sonnenstrahl, der in die Zelle fiel, beleuchtete die Fremde; er ließ ihr blondes Haar aufschimmern und gab dem schönen, milden Gesicht etwas unirdisch Verklärtes.

Antonio war von dem unerwarteten Bild aufs tiefste betroffen, und auch

Antonio verliebte sich in Donna Maria so heftig, daß er sie gegen eine Welt von Feinden verteidigt hätte.
ILLUSTRATION: RAINER LIEBOLDT

Liebe

VON HORST WOLFRAM GEISSLER

die Fremde brauchte lange, um über die offenbare Verwirrung des Herzens Gewalt zu bekommen.

Endlich sagte sie: »Ein seltsames Wiedersehen, Lorenzo!«

Durchaus gegen seine eigene Absicht fand er in diesem Augenblick nicht mehr die Kraft, ihr so zu antworten, wie es die Wahrheit erfordert hätte. Ihre Erscheinung, ihr Wesen, ihre Stimme wirkten nach den Aufregungen und Zweifeln der letzten Tage und Stunden so bezaubernd auf ihn, daß er seine Fassung völlig verlor und nichts anderes herausbringen konnte als ein gestammeltes »Donna Maria . . . «

»Ja, ich bin es«, erwiderte sie, während sie ihn unverwandt und prüfend anblickte, »und wenn Sie finden sollten, Lorenzo, daß ich mich, seit wir uns nicht gesehen haben, sehr verändert habe, so bedenken Sie, mit wieviel Kummer diese fünf Jahre angefüllt waren und wer die Ursache dazu gewesen ist!«

Der Ton dieser Worte war so eindringlich, daß Antonio die Augen niederschlug.

»Übrigens«, fuhr die Dame fort, »ist die Zeit auch an Ihnen nicht spurlos vorübergegangen. Ich bin gekommen, um Ihnen eine Erklärung zu machen, die ich vielleicht nicht Ihnen, wohl aber mir selber und meiner Ehre schuldig bin. Sie sollen wissen, daß nicht ich es war, die damals, als Sie mich so unvermutet verließen, bei den Gerichten Klage erhoben hat. Der Kläger war vielmehr mein Vater, der vor zwei Monaten gestorben ist. Nichts weiter wollte ich Ihnen sagen, Lorenzo.«

Damit senkte sie die Stimme, machte aber keine Anstalt, sich zu entfernen.

Antonio fühlte, daß er jetzt oder nie die Gelegenheit hatte, sich aus seiner recht verzweifelten Lage zu befreien.

Er sagte: »Donna Maria, können Sie wünschen, daß ein Mensch, der vielleicht gar nicht so schuldig ist, wie Sie glauben, hinter Gefängnismauern endet?«

Donna Maria blickte ihn an, eine Blutwelle stieg langsam in ihrem Antlitz auf, sie senkte die Augen.

»Wie die Dinge liegen«, antwortete sie, »ist die Entscheidung über Ihr künftiges Schicksal in keine andere Hand gegeben als in die Ihre. Sagen Sie ein kurzes Wort, daß Sie gewillt sind, Ihr Eheversprechen einzulösen — und die Riegel dieses Kerkers werden zerbrechen!«

»Ja, ich will!« sagte Antonio und neigte sich über ihre Hand.

Eine Viertelstunde später verließ er das Gefängnis an der Seite Donna Marias. Waren ihm schon die bisherigen Überraschungen fast als Unwirklichkeit und Traum erschienen, so begann er vollends an ein Märchen zu glauben, als er vor dem Gefängnis eine prächtige Kutsche erblickte, deren Schlag durch einen Lakaien offengehalten wurde. Lächelnd forderte ihn Donna Maria auf, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Sie fuhren durch die Stadt zu einer außerhalb in der schönsten Landschaft gelegenen Villa, deren Säulengänge, Brunnen und Gartenanlagen Antonio an seinen einstigen Besitz auf Sizilien erinnerten. »Das alles«, sagte sie, »hat seit fünf Jahren auf seinen Herrn gewartet. Jetzt ist der Augenblick da.«

Mit unvergleichlicher Liebenswürdigkeit wußte sie das Gespräch weiterzuspinnen. Antonio erfuhr von ihrem Reichtum, sie deutete ihre Neigung zu ihm mit so feinem Takt an, sagte alles, was zu sagen war, mit solcher Gewandtheit, daß er in kurzer Zeit nicht nur ziemlich unterrichtet, sondern auch so heftig verliebt war, daß er diese Frau, die er noch eben nur mit Beklommenheit angesehen hatte, gegen eine Welt von Feinden verteidigt hätte.

Er drängte darauf, sein Wort einzulösen. In liebender Eile wurden die notwendigen Vorbereitungen getroffen, und wenige Tage später fand die Hochzeit statt.

Antonio, weise durch Erfahrung, nahm sich der Verwaltung seiner neuen Güter mit aller Sorgfalt an. Die Einkünfte und das Vermögen seiner Gattin waren so bedeutend, daß er ohne die mindeste Schwierigkeit seine sizilianischen Gläubiger sofort befriedigen konnte, und damit war auch dieser peinliche Rest einer unbesonnenen Vergangenheit ausgelöscht. Der Himmel seines Lebens schien wolkenlos. Maria war die liebevollste Gattin und wurde die beste Mutter seiner Kinder.

Hatte Antonio damit allen Grund, dankbar und zufrieden zu sein, so plagte ihn doch — und zwar von Jahr zu Jahr mehr — der Gedanke, daß sein ganzes Glück auf einer Unwahrheit aufgebaut sei. Und so war es bald nicht mehr sein äußeres, sondern sein inneres Schicksal, das sich verdüsterte, und vielleicht am meisten litt er darunter, daß er gerade gegenüber der Person, die er am meisten liebte, am strengsten schweigen mußte.

Dennoch konnte sein Zustand Maria nicht länger verborgen bleiben, so daß sie ihm eines Tages riet, nach Salerno zu reisen, um sich dort den Rat eines für Gemütsleiden besonders berühmten Arztes zu holen.

Bewegt nahm er Abschied von seiner Frau, stieg in den Sattel und ritt ohne jede Begleitung von dannen. Freilich hatte er nicht die Absicht, jenen Arzt zu besuchen, vielmehr plante er nichts Geringeres, als nach Rom zu reisen und dort eine Audienz beim Papst zu erbitten.

Die Reise war nicht kurz und nicht ohne Beschwerlichkeiten. Eines Abends, da er vom langen Ritt erschöpft war und ein Unwetter heraufstieg, fand Antonio ein Kloster, dessen Gastfreundschaft ihm bereitwillig gewährt wurde. Da der folgende Tag ein Sonntag war, beschloß er, dem Gottesdienst in der Klosterkirche beizuwohnen, zumal ihm gesagt wurde, daß der Abt selber, ein berühmter Kanzelredner, die Predigt halten würde.

Wie erstaunt aber war Antonio, als er in dem Abt eben jenen Kapuziner wiedererkannte, dessen Worte ihn vor Jahren so entscheidend getroffen hatten! Antonio konnte das Ende des Gottesdienstes kaum erwarten, dann ließ er sich sogleich bei dem Abt melden. »Hochwürdigster Herr«, sprach er, »darf ein durch seltsame Fügungen vom rechten Weg abgeirrter Mensch sich Ihnen anvertrauen? Ihnen, der Sie schon einmal bestim-

Fortsetzung nächste Seite

Antonios späte Liebe

Fortsetzung von Seite 69

mend in sein Leben eingegriffen haben?«

Der Abt antwortete: »Ich weiß zwar nicht, woher Sie mich kennen, mein Herr, aber wollen Sie Ihr Gewissen erleichtern, so tun Sie es, und ich werde versuchen, Ihnen zu helfen.«

Antonio dankte ihm und erzählte seine Geschichte, angefangen von jenem Sonntag bis zur Gegenwart. Der Abt unterbrach ihn mit keiner Silbe.

»Glauben Sie nun«, schloß Antonio, »daß man in Rom den sonderbaren Gang meines Lebens verstehen und verzeihen wird und daß ich getröstet werde zurückkehren können?«

»Ich bin davon überzeugt!« sagte der Abt und blickte ihn unverwandt an. »Aber Sie brauchen nicht nach Rom zu reisen, mein Herr. Der Himmel hat Sie an die einzige Stelle geführt, an der Sie wirkliche Beruhigung finden können — ich selbst bin Lorenzo! Ich wurde damals kurz vor meiner Hochzeit mit Donna Maria so unwiderstehlich von der Gewalt einer geheimnisvollen inneren Berufung ergriffen, daß ich flüchtete. Bald trug ich das geistliche Kleid und wurde Bußprediger. Aber auch mich ließ das Gewissen nicht eher ruhen, als bis ich meinen Frieden mit Donna Maria gemacht hatte.«

»Wie?« rief Antonio fassungslos und sprang auf. »Sie haben — Maria weiß — ?«

»Dies«, versetzte der Abt, »ist der einzige Punkt, den ich an Ihrer Erzählung zunächst nicht verstanden habe. Wiederholen Sie mir doch: Wann wurden Sie von ihr im Gefängnis zu Otranto besucht?«

Antonio nannte Jahr und Tag.

»Eine Woche vorher hatte ich mich endlich zu ihr gewagt, mich ihr zu Füßen geworfen und ihre Verzeihung erhalten!« sagte der Abt.

»Sie hat also gewußt — «, rief Antonio außer sich. Lorenzo nickte und sprach nach einer Weile der Überlegung: »Erkennen Sie daran die Größe und Klugheit dieser Frau, mein Herr Antonio! Maria wußte, daß man den Falschen gefangen hatte; sie ging ins Gefängnis, um den Irrtum zu berichtigen; sie betrat Ihre Zelle, war erstaunt, ja gerührt über die Ähnlichkeit, erwartete eine Erklärung von Ihnen... begann Sie zu lieben...«

»Aber dann!« stammelte Antonio, »später, als alles aufs beste geordnet, als sie die Mutter meiner Kinder geworden war — «

Der Abt schüttelte den Kopf. »Ich weiß, was Sie sagen wollen, indessen glaube ich, daß Sie unrecht haben. Sie hatten einen großen, unentschuldbaren Fehler begangen — sollte Maria Ihnen nun auch noch die Gewissensunruhe abnehmen deshalb? Nein, Antonio, damit mußten Sie selber fertig werden. Kehren Sie jetzt heim in Frieden!«

Antonio kniete vor ihm nieder.

»Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen«, sagte Lorenzo und schloß ihn in die Arme. »Der einzige Mensch, der Ihnen zu verzeihen hat, ist Ihre — « Aber hier stockte er und schob Antonio lächelnd von sich. »Ihre Gattin... hätte ich fast gesagt. Wissen Sie aber, daß Donna Maria gar nicht Ihre Gattin ist? Sie sind unter falschem Namen und falschen Voraussetzungen getraut — die Ehe ist ungültig, Antonio!« Da er aber den Schrecken des anderen sah, fuhr er fort: »Das einzige, was Sie tun können, um dieser neuen und letzten Verwirrung zu entgehen, ist, daß Sie sich nochmals trauen lassen. Darf ich Ihnen meinen Beistand dazu anbieten, soll ich Ihre Ehe einsegnen? Dann kommen Sie, machen wir uns unverzüglich auf den Weg!«

Als Freunde reisten sie zusammen nach Otranto. Alles geschah, wie der Abt es gesagt hatte. Antonio und Maria schritten aufs neue zum Altar, und ihre Kinder bestreuten den Weg mit Blumen.

Frühchristliche Kirche entdeckt

Wo einst Christi Jünger predigten, wird sie jetzt ausgegraben



Bärtiger Kopf eines Phöniziers. Man fand diese Skulptur bei den Grabungen in der Nähe von Sha'Ave Zion, das lange vor Christi Geburt von den Phöniziern bewohnt wurde.

Nicht nur für das israelische Dorf Sha'Ave Zion, zwischen Haifa und der Grenze vom Libanon gelegen, war es ein Ereignis, sondern auch für die Archäologen: Ganz in der Nähe, auf einem Hügel, entdeckte Moshe Prossnitz eine der ältesten Kirchen der christlichen Geschichte. Griechische Inschriften lassen erkennen, daß sie zwischen 330 und 340 nach Christi erbaut wurde. Zur gleichen Zeit also, als der erste christliche Kaiser, Konstantin der Große, die Geburtskirche in Bethlehem und die Basilika des Heiligen Grabes in Jerusalem errichtete. Die Perser zerstörten im sechsten Jahrhundert die Kirche von Sha'Ave Zion. Prossnitz legte etwa 500 Quadratmeter kostbaren Mosaikbodens frei. Mauern und Säulen barg er bisher nur in wenigen Resten. Die zweischiffige frühchristliche Kirche blickte einst auf die Küste des Mittelmeeres, an der vor Jahrtausenden die seefahrenden Händler des Altertums, die Phönizier, mit ihren Schiffen anlegten und ihren berühmten Purpur anboten. *J. F.*



Fotos: A

Über 1600 Jahre alt ist der kostbare farbige Mosaikboden der Basilika (oben). Ihr Entdecker, der Archäologe Moshe Prossnitz (links), kopiert hier die griechischen Inschriften, aus denen er das Alter des Bauwerks entzifferte.

Mach's schmackhaft-
nimm Libby's

Ein Tip der Libby-Familie:

OBSTSALAT à la KLÄRCHEN!

Klärchen, unsere kleine Hausfrau, empfiehlt heute Obstsalat mit den Früchten der Jahreszeit. Apfelsinen, Äpfel, Bananen und dazu vielleicht etwas Eingemachtes oder einen Löffel Konfitüre. Das Obst kleinschneiden, gut einzuckern und ziehen lassen.

Danach kommen gehackte Nüsse darüber und . . . Libby's! Gerade Libby's macht diesen Obstsalat zu etwas Besonderem, weil der fein-sahnige Geschmack von Libby's das Aroma jeder einzelnen Frucht unterstreicht.



Nahrhaft und bekömmlich ist Libby's und so schmackhaft! Überzeugen Sie sich selbst: Reine, echte Libby's – das ist etwas Gutes! Und natürlich Libby's immer zum Kaffee!

Libby's fliesst so sahnig!